1,30 DM / Band 3
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Vernon Graves

Gefangen im Monster-Sumpf

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / [illegible] / Schweden kr 3,75 [illegible] / Spanien P 60



Gefangen im Monster-Sumpf

Damona King Nr. 3

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 01.05.1979

Gefangen im Monster-Sumpf

»Mein… meinst du nicht, dass wir langsam umkehren sollten, John Paul?«

Lorna Edwards stellte die Frage mit leiser, leicht zitternder Stimme. Sie fühlte sich sehr unbehaglich, ja, sie hatte sogar ein bisschen Angst. Die Dämmerung war angebrochen und tauchte die immergrüne Landschaft der Everglades in unheimliches Zwielicht. Die Zweige der Lorbeerbäume, Weiden und Zypressen erschienen ihr wie spinnenartige Hände, die sie aus dem Ruderboot herauszerren wollten.

Die heiseren Schreie der Sumpfvögel, die überall auf den Schilfinseln nisteten, gingen ihr immer mehr auf die Nerven. Und die dunklen Schatten, die neben und hinter dem Boot dicht unter der Wasseroberfläche dahinglitten, jagten ihr kalte Schauer den Rücken hinunter.

Die unheimliche Atmosphäre machte John Paul Ferrer nichts aus.

Lächelnd saß er auf der Ruderbank und zog die Riemen durchs Wasser. Immer tiefer lenkte er das Boot in die Wildnis des Big Cypress Swamp hinein. Von einer »kleinen« Spazierfahrt konnte schon längst keine Rede mehr sein.

Und plötzlich fühlte sich Lorna Edwards nicht nur durch die düstere Landschaft beunruhigt. Auch John Paul selbst flößte ihr unterschwellige Angstgefühle ein. Wie er da so saß, groß, ungemein kräftig, mit Gesichtszügen, die ohne Zweifel etwas Brutales an sich hatten, kam er ihr vor, wie ein Barbar aus einer längst vergessenen Zeit.

Zugegeben, es war gerade das Animalische, was sie an ihm gereizt hatte. Sie war mit einem New Yorker Börsenmakler verheiratet, der täglich dicker wurde und nur Sinn für seine Geschäfte hatte. Dass er mit einer Frau verheiratet war, die noch etwas anderes vom Leben haben wollte als Luxus und Bequemlichkeit, schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen. Als sie John Paul Ferrer im Hafen von Fort Myers gesehen hatte, war ihr gleich klar gewesen, dass er ihr bieten konnte, wonach sie verlangte. Und in dieser Beziehung hatte sie sich nicht getäuscht. Trotzdem – was wusste sie schon von John Paul?

Gar nichts, genau genommen. Vielleicht war er ein Gangster, der sich nur mit ihr eingelassen hatte, um sie zu entführen und ihrem Mann ein Lösegeld abzupressen!

Mehrere Sekunden lang ließ sie sich diesen Gedanken ernsthaft durch den Kopf gehen. Dann aber schalt sie sich eine Närrin. Das war ja lächerlich! John Paul gehörte zu den Männern, hinter deren rauer Schale sich ein weicher Kern verbarg. Er war vielleicht ein bisschen primitiv, dabei aber ehrlich und anständig. Und er konnte sehr zärtlich sein. Niemals würde er es fertig bringen, ihr etwas Böses anzutun.

Oder?

Ihre Frage, ob es nicht besser wäre, umzukehren, hatte er nicht beantwortet. Schweigend saß er da und tauchte mit seinen muskulösen Armen die Ruderblätter ein.

»John Paul!«

Diesmal ging er auf sie ein. »Ja, Cheri?«

Er sagte immer Cheri zu ihr, was Lorna Edwards ganz reizend fand. Richard, ihr Mann, nannte sie stets »Mummy«, ganz so als ob sie bereits eine Frau sei, die jenseits von Gut und Böse war.

»Ich möchte zurück, John Paul!«

»Warum, Cheri?«

»Es wird dunkel. Und diese Gegend… sie … sie beängstigt mich!«

John Paul lächelte. »Ich dachte, du findest die Everglades romantisch.«

»Oh, ja, das tue ich auch!«
»Aber?«
»Es wird dunkel«, sagte sie wieder. »Wir… wir könnten uns verirren.«
»Da besteht keine Gefahr, Cheri. Ich kenne den Swamp so gut wie meinen Tabaksbeutel. Lass uns noch ein Stückchen weiterfahren. Gleich zeige ich dir eine kleine Insel. Ein herrliches Fleckchen Erde! Nie in deinem Leben hast du etwas Schöneres gesehen.«
»Und ich werde es wohl auch heute kaum sehen!« Lorna Edwards deutete zum Himmel, dessen tiefes Schwarzblau zwischen den überhängenden Baumkronen kaum noch auszumachen war. »Bei diesen katastrophalen Lichtverhältnissen…«
»Es wird hell sein auf der Insel«, sagte John Paul. »Du wirst sehen, Cheri, du wirst alles sehen!«
Da war etwas in seiner Stimme, was Lorna Edwards irritierte. Er hatte ungemein eindringlich gesprochen, fast beschwörend. Und mit einem Unterton, der nicht frei war von Fanatismus. Außerdem war das, was er gesagt hatte, blanker Unsinn. Es konnte gar nicht hell sein auf dieser geheimnisvollen Insel, von der er ihr schon in Fort Myers vorgeschwärmt hatte. Elektrisches Licht gab es in dieser gottverlassenen Gegend nicht. Und Mond und Sterne würden kaum in der Lage sein, die Dunkelheit zu durchdringen.
Ihre unbestimmte Furcht vor der Wildnis, vor John Paul selbst, verstärkte sich noch mehr. Sie hatte jetzt nur noch einen Wunsch: zurück nach Fort Myers. Zurück ins Hotel. Ja, zurück auch zu Richard…
»Wir kehren um, John Paul«, sagte sie entschlossen. »Sofort!«
Es war ihr sogar gelungen, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen.
Aber dieser beeindruckte John Paul Ferrer nicht. Er ruderte einfach weiter, so als seien ihre Worte nichts als Fliegengesumm in seinen Ohren.
Ärger stieg in ihr auf.
Was glaubte dieser Bursche eigentlich, wer sie war? Ein dummes, kleines Luderchen, mit dem man umspringen konnte, wie es einem gefiel?
Oh, nein, sie war kein dummes, kleines Luderchen! Sie war die Frau von Richard C. Edwards, einem der einflussreichsten Finanziers der New Yorker Geschäftswelt. Sie stellte etwas dar in der Welt! Und wer war John Paul Ferrer? Ein Nichts, ein blankes Nichts.
Alles was er besaß, trug er am Leib – eine verwaschene Jeans, ein billiges Hemd und ein Paar ausgefranste Sandalen. Und von einem solchen Mann sollte sie sich gängeln lassen?
Nein und nochmals nein!
Sie erhob sich von der Sitzbank. Das Boot schwankte leicht, und sie

hatte einige Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren. Wenn sie ins Wasser stürzte… nicht auszudenken. Wenn sie sich vorstellte, was da alles für Viehzeug rumschwamm … giftige Fische, Schlangen, Alligatoren … Sie schüttelte sich. Betont vorsichtig machte sie einen Schritt nach vorne und blieb vor John Paul stehen. Wütend funkelte sie ihn an.

»Zum letzten Mal, John Paul, ich möchte zurück nach Fort Myers!«

Trotz der diffusen Lichtverhältnisse nahm sie deutlich war, dass alle Freundlichkeit aus seinem Gesicht wich. Seine Züge wirkten jetzt nicht nur brutal, sondern ausgesprochen grausam.

»Nein!«, sagte er hart.

»Was heißt das?«

»Das heißt, dass ich dich nicht zurückbringen werde!«

Lorna Edwards verlor die Nerven. Mit einem Schrei stürzte sie sich auf den Mann. Ihre Fäuste trommelten gegen seine breite Brust.

Ohne die Ruder loszulassen, gab ihr John Paul Ferrer einen Stoß.

Er hatte kaum Kraft dabei aufgewandt, und doch flog Lorna Edwards förmlich zurück. Sie torkelte gegen ihre Sitzbank, verlor die Balance und… stürzte rücklings in den Fluss.

Ihr gellender Schrei wurde erstickt, als das Wasser über ihr zusammenschlug.

Sie prustete, bekam Wasser in den Mund, in die Kehle. Panik überkam sie. Und diese Panik steigerte sich fast zum Wahnsinn, als etwas Kaltes, Hartes gegen ihren Körper stieß.

Ein Alligator!, schrie es in ihr.

Wie von Sinnen strampelte sie und schlug mit den Armen um sich.

Vor zehn, zwölf Jahren noch war sie eine gute Schwimmerin gewesen. In diesen Augenblicken des nackten Entsetzens jedoch war sie nicht fähig, kontrollierte Schwimmbewegungen zu machen. Mehr durch Zufall durchstieß sie mit Kopf die Wasseroberfläche.

»Hü…«

Schon tauchte sie erneut unter, schluckte wieder Wasser. Feurige Ringe fingen an, vor ihren Augen zu tanzen. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Der Tod des Erstickens streckte seine unbarmherzigen Finger nach ihr aus.

Da fühlte sie, dass eine starke Hand ihr Haar packte und sie nach oben zog. John Paul Ferrer hatte eingegriffen. Ein kräftiger Ruck, bei dem sie das Gefühl hatte, dass ihr die Kopfhaut abgezogen wurde, und sie war wieder im Boot.

Hustend, röchelnd und spuckend lag sie auf den Planken. Sie zitterte am ganzen Körper. Und daran trug sicherlich nicht die Kälte die Schuld, denn auch nach Sonnenuntergang herrschte noch eine Temperatur von über zwanzig Grad Celsius. Ihre Augen waren nass. Tränen und Wasser aus dem Fluss vermischten sich miteinander.

John Paul Ferrer sagte nichts. Nachdem er sie aus dem Wasser gezogen hatte, war er zur Ruderbank zurückgekehrt. So als sei nichts geschehen, ruderte er weiter – immer tiefer in die grüne Wildnis hinein.

Nur langsam erholte sich Lorna Edwards. Aber auch als sie wieder ganz normal atmen konnte, hatte sie den Schock des Geschehenen noch nicht überwunden. Sie war in eine Art Apathie verfallen, in der weder Wut noch Angst Platz hatten. Sie hatte mehr oder weniger resigniert. Sollte er doch mit ihr machen, was er wollte, es war ihr gleichgültig geworden. Dumpf dämmerte sie vor sich hin. Sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich zu erheben und wieder auf der Bank Platz zu nehmen. Sie blieb einfach zwischen den Bänken liegen und spürte kaum, wie unbequem das war.

Es wurde dunkel. Der Mond ging auf, und die Sterne besetzten das Himmelszelt. Ihr schwacher Schein konnte jedoch den Blätterbaldachin kaum durchdringen. Die Nachttiere kamen aus ihren Behausungen und erfüllten die Luft mit einer vielfältigen Geräuschkulisse. Lorna Edwards nahm all dies mehr oder weniger nur im Unterbewusstsein wahr.

Immer weiter ging die verschlungene Fahrt durch die jetzt farblos grüne Hölle der Everglades.

Und dann, nach einer Zeitspanne, die für Lorna Edwards' halbwaches Empfinden wie eine Ewigkeit erschien, passierte etwas, das ihren Dämmerzustand beendete.

Ein intensives Leuchten ließ sie hochfahren, ob sie wollte oder nicht. Das Leuchten hatte seinen Ausgangspunkt auf einer kleinen Grasinsel, die das Ziel von John Paul Ferrers Fahrt zu sein schien.

Lorna Edwards' Augen weiteten sich, als ihr klar wurde, was da so strahlend leuchtete.

Es waren Nebelschwaden, die in allen Farben des Spektrums schillerten. Sie tanzten in der Luft umher, als würde es sich um lebende Wesen handeln, die ganz bestimmten Gesetzmäßigkeiten folgten.

Mal schienen sie zusammenzufließen und die Konturen von makabren Riesengestalten anzunehmen. Kurz darauf zogen sie sich wieder auseinander und führten ihren wilden Reigen fort.

Es war taghell geworden, so als schwebe die Sonne unmittelbar über der Insel und ihrer näheren Umgebung.

Plötzlich wurde Lorna Edwards' Aufmerksamkeit von der Insel abgelenkt. Im Wasser, das das Boot umspülte, gluckste und plätscherte es.

Lorna Edwards war wie gelähmt, als sie den Grund dafür erkannte.

Alligatoren…

Zahllose Krokodile schwammen um das Boot herum, hoben ihre

hässlichen Köpfe aus dem Wasser und gaben zischende Laute von sich. Lorna Edwards glaubte sich in eine Albtraumwelt versetzt.

Diese leuchtenden Nebelschwaden, die Alligatoren… Ihre Furcht, die in der letzten Stunde geschlafen hatte, war mit einem Mal wieder da. Hilfe suchend wollte sie sich an John Paul wenden, blickte sich nach ihm um.

Aber er saß nicht mehr im Boot. Stattdessen…

Lorna Edwards schrie wie eine Wahnsinnige. Dann raubte ihr das Entsetzen die Sinne…

***

Damona King hatte an diesem Morgen etwas länger gebraucht, um mit ihrer Morgentoilette fertig zu werden. Als sie das Frühstückszimmer von King's Castle betrat, saß ihr Freund und Generalbevollmächtigter Mike Hunter bereits am Tisch.

Der junge Mann mit den haselnussfarbenen Haaren, die genau zu seinen braunen Augen passten, schenkte der dampfenden Kaffeetasse vor ihm jedoch keine Aufmerksamkeit. Er war in eine Zeitung vertieft, dass er auch den Eintritt der Schlossherrin gar nicht mitbekam.

»Guten Morgen, Sir!«, sagte Damona laut.

Jetzt blickte Mike hoch. »Oh, guten Morgen, Damona. Gut, dass du kommst. Es stehen Sachen in der Zeitung…«

Lächelnd trat Damona an den Frühstückstisch heran, den der alte Butler Henry wieder reichlich gedeckt hatte, und nahm Mike gegenüber Platz.

»Was ist denn los?«, fragte sie. »Der dritte Weltkrieg hat doch nicht etwa begonnen, ohne dass mir bisher etwas davon aufgefallen ist?«

»Es geht um den King Konzern!«

Damona lächelte immer noch. »Sind wir über Nacht Pleite gegangen, Mike?«

»Das zwar nicht, aber… Es geht um eine ziemlich ernste Angelegenheit, Damona!«

Seine gewichtigen Worte ließen Damona King sofort ernst werden.

»Was ist los, Mike?«

»Man stellt den King Konzern so ungefähr auf eine Stufe mit der… Mafia!«

»Waaas?«

»Da, lies selbst…« Mike Hunter reichte seiner Freundin die Zeitung hinüber.

Damona nahm das Blatt entgegen. Sie brauchte gar nicht lange zu fragen, welchen Artikel er meinte. Die Überschrift sprang ihr regelrecht entgegen: KING KONZERN IM ZWIELICHT Hastig las Damona.

Mike hatte kein bisschen übertrieben. Der Artikel war geradezu

empörend. Es ging um die Cypress Developing Corporation, eine amerikanische Tochtergesellschaft des King Konzerns, die sich mit Landerschließungen und dem Verkauf parzellierter Baugrundstücke in Florida beschäftigte. Die Zeitung unterstellte der CDC, dass sie den Käufern ödes Sumpfland andrehte, das keinen roten Penny wert sei und allenfalls – typischer englischer Humor – die Krokodile belustigte. Was die CDC darüber hinaus ins Gerede brachte, war die Tatsache, dass mehrere Kaufinteressenten auf geheimnisvolle Art und Weise verschwunden waren.

Nachdem sie mit der Cypress Developing Corporation Kaufverträge abgeschlossen hatten!

Wenn man geschickt zwischen den Zeilen las, konnte man glatt auf den Gedanken kommen, dass die Manager der CDC die Leute verschwinden ließen, um späteren Schadenersatzprozessen aus dem Weg zu gehen.

Und noch eins erbitterte Damona über alle Maßen. Der Schreiber des Artikels versäumte nicht, süffisant darauf hinzuweisen, dass es zu solchen »skandalösen Vorfällen« wohl nicht gekommen wäre, wenn Damonas vor kurzem ermordeter Vater James F. King noch an der Spitze des Konzerns gestanden hätte. Seitdem aber dessen »unerfahrene und in geschäftlichen Dingen vermutlich völlig naive« einundzwanzigjährige Tochter D. King die Herrin des Konzerns geworden sei…

Damona ersparte sich den Rest. Wütend schleuderte sie die Zeitung von sich. Sie tat es so heftig, dass sie fast die Teekanne dabei umgestoßen hätte.

»Das… das ist ungeheuerlich!«

Mike nickte und tätschelte beruhigend ihre Hand. »Nimm es nicht persönlich, Damona! Es ist nicht deine Schuld…«

»Das weiß ich«, unterbrach ihn das Mädchen. »Bis jetzt war mir nicht einmal bekannt, das eine Cypress Developing Corporation zu unserem Konzern gehört. Trotzdem – derartige Unterstellungen kann ich weder auf mir selbst noch auf dem Konzern sitzen lassen. Vater würde sich in seinem Sarg umdrehen, wenn diese Angelegenheit nicht allerschnellstens in Ordnung gebracht würde!«

»Ganz meine Meinung«, pflichtete ihr Mike Hunter bei. »Und als dein Generalbevollmächtigter werde ich der Sache unverzüglich auf den Grund gehen.«

Er stieß seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Iss und trink etwas, Damona. Ärger auf nüchternen Magen ist höchst ungesund!«

Während sich Damona dazu zwang, etwas Toast und Tee zu sich zu nehmen, ging er zu dem Telefonapparat, der auf einem kleinen Abstelltisch unter einem Gummibaum stand.

Er wählte die Nummer der Zentrale des King Konzerns in der

Londoner King Road. (Um Irrtümern vorzubeugen – die Straße hieß schon so, bevor sich James Fennimore King entschloss, den Konzernsitz dort zu errichten).

»Hunter hier«, sagte Mike, als er Anschluss bekam. »Geben Sie mir Tozzi!«

Romano Tozzi war der General Manager der Holdinggesellschaft, die das Herzstück des King Konzerns war. Bei ihm liefen alle geschäftlichen Fäden, die in dem vielschichtigen Industrie- und Finanzimperiums gesponnen wurden, zusammen.

Das Vorzimmer Tozzis meldete sich. Die Chefsekretärin versuchte, Mike Hunter einzureden, dass der General Manager jetzt nicht mit ihm reden könne, weil er sich in einer wichtigen Konferenz befand.

Mike war ein Gemütsmensch, und Worte wie Freundlichkeit und Höflichkeit hatten bei ihm noch einen Sinn. Aber er konnte auch, wenn es sein musste, sehr energisch sein und verstand es, sich durchzusetzen. In der Bürokratie des King Konzerns hatten einige Leute noch nicht begriffen, dass sein Titel »Generalbevollmächtigter« keineswegs nur auf dem Papier stand. Mit den leitenden Männern in der Konzernspitze kam er gut zurecht. Sie akzeptierten ihn voll und ganz. Aber es gab unter den niedrigen Chargen einige, die das glaubten, dass ein Mann Anfang der Dreißig wohl doch nicht so ganz ernst zu nehmen sei. Dies war ein Irrtum.

»Passen Sie auf, Miss«, sagte Mike ganz ruhig. »Wenn ich Romano Tozzi nicht in spätestens einer Minute am Apparat habe, fliegen Sie! Ist das klar?«

»Sehr… sehr wohl, Sir«, stotterte die Chefsekretärin.

Es dauerte nicht einmal dreißig Sekunden, dann war er mit dem General Manager verbunden.

»Hallo, Romano!«

»Mike! Freut mich, von Ihnen zu hören.«

Hunter kam schnell zur Sache. »Haben Sie schon die Morgenzeitungen gelesen?«, erkundigte er sich.

»Das ist das Erste, was ich an jedem Tag tue.«

»Dann haben Sie ja wohl…«

»… den Artikel im Observer gelesen, ganz recht«, vervollständigte Tozzi den angefangenen Satz.

»Und?«

»Keine gute Public Relations für den King Konzern«, gab Tozzi zu.

»Aber auch kein Grund zu großer Aufregung. Ich habe bereits beim Chefredakteur des Blatts gegen die persönliche Verunglimpfung von Miss King protestiert und mit einem Anzeigenboykott gedroht. Der Observer wird in seiner morgigen Ausgabe eine förmliche Entschuldigung abdrucken.«

»Sehr umsichtig von Ihnen«, sagte Mike anerkennend. »Und wie sieht

es in der Sache aus? Verkauft die Cypress Developing Corporation wertloses Ödland?«

»Ich habe natürlich sofort Erkundigungen bei der Londoner Filiale der CDC eingeholt. Die Unterstellungen der Presse sind völlig haltlos. Es stimmt zwar, dass Ödland verkauft wird. Aber dieses ist keineswegs wertlos. Nach dem Verkauf des Geländes werden die Grundstücke urbanisiert. Und dann werden sich die Leute die Finger nach einer Parzelle lecken.«

Mike Hunter sah wenig Veranlassung, dem General Manager keinen Glauben zu schenken. Wenn Romano Tozzi etwas sagte, dann konnte man sich darauf verlassen, dass seine Angaben den Tatsachen entsprachen. Es sei denn, er war selbst falsch informiert worden.

»Gut«, sagte Mike. »Aber da war noch etwas, Romano. Der Observer erwähnte Kaufinteressenten, die angeblich auf geheimnisvolle Weise verschwunden sein sollen.«

Deutlicher Ärger drückte sich jetzt in der stimme des General Managers aus.

»Es ist absolut absurd, die CDC damit in Verbindung zu bringen!«, wies er jedes Mitverschulden des King Konzerns weit von sich.

»Daran zweifle ich nicht«, erwiderte Mike. »Aber grundsätzlich stimmt es, dass Menschen verschwunden sind, ja?«

»Das hat CDC London bestätigt, ja. Aber es sollen keineswegs nur Menschen verschwunden sein, die sich für unsere Grundstücke interessierten. Auch andere Personen werden vermisst. Und dies nicht nur in jüngster Zeit, sondern schon seit einigen Jahren.«

Mike Hunter pfiff durch die Zähne. »Was steckt dahinter, Romano? Kidnapper?«

»Ich will Ihnen nichts Falsches sagen, Mike. Ehrlich gesagt – ich habe keine Ahnung! Aber ich habe inzwischen eine ausführliche Stellungnahme von CDC Miami angefordert. Sobald der Bericht vorliegt, werde ich Sie und Miss King unterrichten. In der Zwischenzeit… Machen Sie sich keine großen Gedanken, Mike. Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird.«

Mike war weitgehend beruhigt. Romano Tozzi hatte wieder einmal bewiesen, dass er der richtige Mann am richtigen Platz war. Er zeigte Umsicht und wusste stets, was zu tun war.

»In Ordnung, Romano«, leitete er das Ende des Telefonats ein.

»Wir sehen uns dann übermorgen bei den Fusionsverhandlungen mit Scotch Distillers Solong!«

»Goodbye, Mike.«

Hunter legte auf und kehrte an den Frühstückstisch zurück. Gespannt blicke ihm Damona King entgegen. Sie hatte zwar einiges von dem Telefongespräch mitbekommen, aber natürlich bei weitem nicht alles. Mike setzte sie ins Bild.

»Du siehst also, Damona«, sagte er anschließend, »dass du dir keine Sorgen zu machen brauchst. Es ist nichts geschehen, dessen sich dein Vater schämen müsste.«

Damona nickte, wirkte dabei jedoch ein bisschen geistesabwesend.

»Unerfahren und naiv«, wiederholte sie murmelnd die Worte des Artikelschreibers. »Dem werde ich es zeigen!«

Mike Hunter lächelte. Damona King war kein eitler Mensch. Aber sie war sensibel, und die diskriminierenden Äußerungen des Journalisten hatten sie tief in ihrem Innersten getroffen.

»Mach dir auch darüber keine Gedanken mehr«, sagte er. »Nach Tozzis Unterredung mit dem Chefredakteur des Observer wird der Bursch sein Fett schon abkriegen!«

Damona schien gar nicht zugehört zu haben. »Bin ich wirklich unerfahren und naiv, Mike?«, fragte sie.

»Du bist schön und süß«, antwortete Mike spontan und warf ihr eine Kusshand zu.

Damona zog einen Schmollmund.

»Du weichst mir aus«, stellte sie fest. »Und ich weiß auch ganz genau, warum. Weil du mich nämlich ebenfalls für unerfahren und naiv hältst! Aber auch dir werde ich es zeigen! Ich werde nach Florida fliegen und den ganzen Schlamassel an Ort und Stelle klären.«

Mike Hunter zuckte die Achseln. »Wenn du meinst… fliegen wir eben nach Florida. Sobald ich die Verhandlungen mit Scotch Distillers hinter mir haben, können wir starten.«

»Wir?«, wiederholte Damona und blickte ihm fest in die Augen.

»Wer hat gesagt, dass du mitfliegst?«

***

Es war wieder ein harter Arbeitstag für Gordon Thompson gewesen.

Die Kunden, die sich für die Grundstücke der CDC im Big Cypress Swamp interessierten, hatten ihm Löcher in den Bauch gefragt. Mit Mühe und Not war es ihm gelungen, den amourösen Nachstellungen einer juwelenbehangenen Endvierzigerin aus Chicago zu entgehen. Und Richard C. Edwards hatte ihn wieder einmal beschuldigt, seine Frau verführt und umgebracht zu haben. Thompson war rechtschaffen froh, dass er sich endlich seinem wohl verdienten Feierabend widmen konnte.

Jetzt saß er auf der Veranda des von ihm für die Dauer seines Aufenthaltes in Fort Myers gemieteten Hausboots, hatte ein Glas Planter Punch in der Hand und blickte verträumt in die grünblauen Wasser des Caloosahatchee, auf dessen Wellen das Hausboot sanft schaukelte.

Er liebte diese Stunde zwischen Tag und Abend. Der Anblick des rot glühenden Sonnenballs, der sich im Wasser spiegelte, faszinierte ihn

jeden Tag aufs Neue. Als gebürtiger Bostoner hatte er in den siebenundzwanzig Jahren seines bisherigen Lebens nicht allzu viel Gelegenheit gehabt, sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen.

Nicht zuletzt, um diesem Mangel abzuhelfen, hatte er sich überhaupt nur von der Cypress Developing Corporation als Immobilienverkäufer anheuern lassen.

Thompson wurde plötzlich aus seinen Betrachtungen gerissen.

Unweit von seinem Hausboot tauchte, wie auf den Wellen des Flusses tanzend, in unregelmäßigen Abständen etwas Dunkles auf. Er wusste sofort, um was es sich handelte.

Ein Alligator!

Ärger fürchte seine Stirn. Ein Alligator so dicht bei der Stadt? Die verdammten Biester wurden immer dreister!

Thompson war Naturfreund. Alligatoren aber hasste er wie die Pest. Okay, sie waren ebenfalls Geschöpfe der Natur. Aber in ihrem speziellen Fall ließ er das nicht gelten. Anlässlich einer Besichtigungsfahrt in den Swamp hatte ihm eins der Ungeheuer fast den Fuß abgebissen. Und die Alligatoren trugen auch die Schuld daran, dass mancher Kunde, der bereits zum Kauf entschlossen gewesen war, in letzter Sekunde doch noch einen Rückzieher gemacht hatte.

Die Krokodile flößten den Leuten Furcht ein. Viele wollten lieber ein Grundstück erwerben, zu dessen Nachbarn weniger gefährliche Nachbarn gehörten. Derartige Überlegungen hatten schon des Öfteren dazu geführt, dass Thompson eine schon sicher geglaubte Verkaufsprovision schließlich doch durch die Lappen ging. Und da er von Geld eine sehr hohe Meinung hatte, nahm er das den Echsen sehr übel.

Thompson sprang von seinem Stuhl hoch und lief in den Living Room. In Sekundenschnelle hatte er seinen Navy Arms-Karabiner gepackt und stürzte wieder hinaus auf die Veranda.

Wo war das Biest?

Thompson ließ seine Blicke über die Wasseroberfläche schweifen, mit eng zusammengekniffenen Augen.

Da, das musste das Scheusal sein… Es war bereits an seinem Hausboot vorbei, pflügte jetzt in einer Entfernung von mehr als hundert Yards seine Bahn durch den Caloosahatchee.

Keine Sekunde länger zögerte Gordon Thompson. Er tat ein gutes Werk, wenn er den Alligator abknallte. Wer wusste schon, welches Unheil das Biest im Yachthafen von Fort Myers anrichten mochte.

Entschlossen entsicherte er den Karabiner, legte an und feuerte.

Befriedigt grinste er. Wie es aussah, hatte er gut getroffen. Dort, wo er den dunklen Fleck zuletzt an der Flussoberfläche ausgemacht hatte, spritzte das Wasser hoch. Die verdammte Bestie wand sich wohl in

den letzten Todeszuckungen.
Um ganz sicherzugehen, legte Thompson nochmals an, suchte sein Ziel.
Dann aber stutzte er und ließ den Karabiner abrupt sinken.
Das… das darf doch nicht wahr sein, dachte er verstört.
Was er dort an der Wasseroberfläche sah, war kein verendender Alligator.
Es war ein Mensch!
Ein Mensch, der mit den Wellen kämpfte und jederzeit Gefahr lief, unterzugehen.
Gordon Thompson stöhnte auf. Alles sprach dafür, dass er einen Schwimmer angeschossen hatte. Hätte er doch genauer hingesehen, bevor er abdrückte! Der Alligator, auf den er es abgesehen hatte, war ganz offensichtlich an einer ganz anderen Stelle im Fluss untergetaucht.
Verdammter Shit!
Vor innerer Aufregung zitterte Thompson leicht. Mit zuckenden Mundwinkeln beobachtete er, wie der Schwimmer jetzt versuchte, das Ufer zu erreichen. Seine Bewegungen waren schwerfällig, mühsam und kraftlos. Es sah nicht danach aus, dass er es schaffen würde, aus dem Wasser herauszukommen. Jedenfalls nicht aus eigener Kraft.
Nicht aus eigener Kraft!
Dieser Gedanke brachte Gordon Thompson auf Touren. Man musste dem Mann helfen. Er musste dem Mann helfen! Schließlich trug er ja auch die Schuld an der Klemme, in der der Fremde steckte.
Er drehte sich auf dem Absatz um, lief zurück in den Wohnraum und warf den Karabiner in eine Ecke. Dann verließ er das Hausboot und überquerte den schwankenden Steg, der an Land führte.
Sein schwimmendes Domizil ankerte eine gute Meile von der Stadt entfernt flussaufwärts. Rechts und links gab es noch einige andere Hausboote. Zwei seiner Nachbarn waren aufmerksam geworden. Vermutlich hatte sie das Krachen des Schusses alarmiert.
Ein dicklicher Mann im schmutzigen Unterhemd, von dem Thompson nur wusste, dass er auf den Namen Scum hörte, stand im Eingang seiner Schwimmburg. Ein anderer, den Thompson bisher nur ein paar Mal flüchtig gesehen hatte, steckte seinen Kopf aus dem Kajütenfenster.
»Ist was los?«, erkundigte sich Scum lautstark.
»Da ist jemand am Ertrinken«, gab Thompson zur Antwort.
»Ich habe einen Schuss gehört«, rief der zweite Mann. »Sie auch?«
»Einen Schuss?«, stellte sich Thompson ahnungslos. »Sorry!« Er wollte unter allen Umständen vermeiden, dass man ihn mit dem Schuss in Verbindung brachte. Und da war es vielleicht am besten, gar nichts davon zu wissen.

Er hielt sich nicht länger mit den beiden Nachbarn auf, sondern setzte sich in Bewegung. So schnell er konnte, lief er den schmalen Uferpfad entlang, dorthin, wo er den Mann im Wasser zuletzt ausgemacht hatte.

Ja, jetzt sah er ihn wieder. Die Strömung hatte ihn weitere hundert Yards abgetrieben. Trotzdem war es ihm wider Erwarten gelungen, das Ufer fast zu erreichen. Nur noch ein paar Schwimmstöße trennten ihn davon.

Thompson lief weiter. Kurz darauf war er auf gleicher Höhe mit dem Schwimmer.

Dieser hatte es jetzt tatsächlich geschafft. Er befand sich in seichtem Wasser, brauchte nicht mehr zu schwimmen, sondern konnte nun an Land waten. Mit staksenden Schritten, taumelnd wie ein Betrunkener, kam er aus dem Fluss heraus.

Gordon Thompson war ihm dabei behilflich. Er trat an den Uferrand und streckte dem Mann seinen Arm entgegen. Der ergriff ihn und ließ sich an Land ziehen. Schwer atmend ging er in die Knie. Er röchelte und spuckte Wasser.

»Mein lieber Mann, Sie machen aber Geschichten«, sagte Gordon Thompson.

Er hatte jetzt Gelegenheit, sich den Fremden näher anzusehen. Der Mann war groß, sehnig und mochte etwa im gleichen Alter sein wie Thompson selbst. Sein schmales Gesicht, das von kurz geschnittenem schwarzem Lockenhaar umrahmt wurde, hatte Züge, die in schlechten Romanen gerne als verwegen bezeichnet werden. Dies alles nahm Thompson mehr nebenbei zur Kenntnis. Zwei andere Merkmale waren viel augenfälliger. Der Mann trug keine Badehose, war völlig nackt. Und er hatte eine Wunde an der linken Schulter, die heftig blutete und seinen nassen Oberkörper mit einem roten Film überzog.

Keine Frage, dass dies die Stelle war, an der ihn die Kugel aus dem Karabiner erwischt hatte.

Gordon Thompson war nervös. Wenn ihm der Mann hier verblutete, war er fällig. Fahrlässige Tötung oder gar Totschlag – dafür gab es mindestens zehn Jahre.

Hastig streifte er sich sein T-Shirt vom Körper.

»Mann, Sie sind ja verletzt!«, tat er ganz verwundert. »Warten Sie, ich helfe Ihnen!«

Der Fremde antwortete nicht, kauerte schweigend auf dem sandigen Boden. Thompson ließ sich dadurch nicht stören. Er schlang dem Mann das T-Shirt um die Schulter, machte einen Knoten und zog den Notverband so fest, wie er nur konnte.

Der Fremde verzog bei der Behandlung das Gesicht und stöhnte leise. Und zum ersten Mal sagte er etwas.

»Merci!«

Bist schon ein komischer Heiliger, dachte Gordon Thompson unwillkürlich. Nicht nur, dass der Mann in FKK-Manier in einem Fluss herumschwamm, der gar nicht so ungefährlich war. Jetzt kam er ihm auch noch mit Danksagungen in französischer Sprache.

»Fühlen Sie sich okay, Mister?«

»Oui, oui«, nickte der Mann. Wieder hatte er auf Französisch geantwortet.

»Sind Sie Franzose?«, fragte Thompson.

Der Mann blickte zu ihm hoch. »Franzose? Äh, non. Ich bin… ich bin ein Amerikaner! Das … das müssen Sie mir glauben!«

Diesmal hatte er Englisch gesprochen. Englisch, nicht Amerikanisch.

Und zwar mit einem unüberhörbaren französischen Akzent.

Gordon Thompson fand jetzt nicht die Zeit, sich über die Merkwürdigkeiten, die mit diesem Mann zusammenhingen, Gedanken zu machen. Scum und ein paar andere Hausbootbewohner tauchten auf der Bildfläche auf.

»Ist der Mann verletzt?«, erkundigte sich Scum und starrte auf den Fremden hinab.

»Klar ist er verletzt«, erklärte der Bursche, dessen Namen Thompson nicht kannte. »Ich habe doch gleich gesagt, dass ich 'nen Schuss gehört habe. Haben Sie auf ihn geschossen, Sonny?« Die Frage ging an die Adresse Thompsons.

»Ich?«, entrüstete sich dieser. »Wie kommen Sie denn darauf? Ich habe lediglich gesehen, wie dieser Mann schwer mit den Wellen kämpfte und…«

»Der Mann braucht einen Arzt«, stellte Scum fest. »Er blutet. Und der Fetzen, den Sie ihm da umgewürgt haben…«

Der Fremde schaltete sich ein. Ein bisschen schwankend erhob er sich vom Boden.

»Keinen Arzt«, sagte er ganz entschieden. »Ich brauche keinen Arzt. Mir geht es gut!«

»Ach, wirklich?«

Keiner der Umstehenden schien ihm zu glauben. Gordon Thompson tat es ebenfalls nicht. Dem Mann ging es schlecht, das sah ein Blinder. Er war stark geschwächt, durch den Blutverlust und natürlich auch durch die Anstrengung im Wasser. Und wahrscheinlich steckte ihm noch die Karabinerkugel in der Schulter. Aber wenn er meinte, dass er auf ärztliche Behandlung verzichten konnte…

Thompson konnte das nur recht sein. Ein Arzt war gesetzlich verpflichtet, Schussverletzungen der Polizei zu melden. Und wenn die Bullen der Sache auf den Grund gingen, würden sie vermutlich schnell feststellen, wer auf den Mann geschossen hatte. Und dann…

Totschlag kam wohl nicht mehr in Frage. Aber gefährliche Körperverletzung reichte auch. Und vielleicht kam sogar einer auf den

Gedanken, ihm einen Mordversuch zu unterstellen.

»Ich kümmere mich um den Mann«, sagte er schnell zu den anderen. »Kommen Sie«, wandte er sich an den Verletzten. »Ich werde Ihnen helfen.«

Er hielt dem Mann seinen Arm hin, und dieser stützte sich darauf.

Scum trat an die andere Seite und bot ebenfalls seine Unterstützung an.

»Wo sollen wir ihn hinbringen?«

»Am besten in mein Boot«, sagte Thompson. »Da ist viel Platz.«

Keiner der anderen erhob Einspruch. Und auch von einem Arzt wurde nicht mehr geredet. Die Menschen, die hier draußen in den Hausbooten lebten, waren in gewisser Weise Außenseiter. Manche von ihnen hatten sicherlich gute Gründe, die Stadt zu meiden. Sie verstanden es, wenn jemand Hemmungen hatte, offizielle Wege zu beschreiten.

Die Männer gingen zurück zu den schwimmenden Häusern. Der Verletzte schien ein Naturbursche zu sein. Weitgehend bewegte er sich aus eigener Kraft vorwärts. Er belastete seine beiden Helfer kaum. Die übrigen Bootsbewohner folgten.

Obgleich man sich hier am Fluss den Teufel darum kümmerte, was die anderen taten, plagte Scum doch die Neugierde.

»Wo kommen Sie her, Mister?«, fragte er den Fremden. »Und paddeln Sie immer nackt im Caloosahatchee rum?«

Der Fremde antwortete nicht sofort. Seine Miene blieb ausdruckslos. Aber Thompson, zu dessen Beruf es gehörte, ein guter Menschenkenner zu sein, merkte ihm doch an, dass er angestrengt nachdachte.

»Ich… ich bin gerudert«, sagte er schließlich stockend. »Ich wollte vom Camp oben am See in die Stadt. Mein Boot ist gekentert und …« Er redete nicht weiter.

»Und dabei haben Sie dann auch Ihre Badehose verloren«, meinte Scum sarkastisch. »Right?«

»Ich… ich weiß nicht«, stotterte der Fremde. »Mein Gedächtnis … es … es hat Lücken, verstehen Sie?«

»Klar, Old Chap«, grinste Scum. »Geht ja schließlich auch keinen was an, nicht?«

Er zwinkerte Gordon Thompson zu, legte die Hand vor den Mund und flüsterte hinter dem Rücken des Verletzten: »Wenn Sie mich fragen, dann ist das ‘n Koksschmuggler! Aber das soll uns nicht weiter kümmern, was?«

Thompson zuckte die Achseln. Ein Kokainschmuggler?

Kurz darauf erreichten sie die Hausboote.

»Soll ich ihn mit reinbringen in Ihren Palast?«, erkundigte sich Scum.

Thompson dachte an seinen Karabiner. Wenn Scum ihn sah, konnte

er auf komische Gedanken kommen.

»Nicht nötig«, sagte er deshalb schnell. »Das letzte Stückchen schaffen wir schon alleine. Nicht wahr, Mister?«

Der Fremde hatte dazu keine Meinung. Thompson hakte ihn unter und führte ihn auf den Steg. Die Nachbarn blieben zurück.

Es gab keine Schwierigkeiten auf dem Steg. Der Fremde überquerte das schmale Brett, das Thompsons Hausboot mit dem Ufer verband, vollkommen sicher. Thompson hätte ihn dabei nicht einmal zu stützen brauchen.

Eigentlich hätte man annehmen sollen, das die Kräfte des Verletzten mit zunehmender Zeitdauer immer mehr dahinschwanden. Das Gegenteil schien jedoch der Fall zu sein. Der Mann machte den Eindruck, als würde er sich von Sekunde zu Sekunde besser erholen.

Im Boot angekommen, dirigierte Thompson seinen »Gast« gleich in die kleine Schlafkammer. Er war von Natur aus ein ordentlicher, reinlicher Mensch. Es widerstrebte ihm eigentlich, den nassen, blutenden Mann auf sein Bett zu legen. Aber das ließ sich wohl nicht vermeiden.

Mit einer einladenden Geste forderte er den Fremden auf, sich lang auszustrecken.

»Ich werde Ihnen das Blut abwaschen«, sagte er.

Überraschenderweise sträubte sich der Fremde. »Sehr freundlich von Ihnen, Mon… Mister, aber das ist nicht nötig. Ich bin selbst in der Lage …«

»Nun legen Sie sich schon«, sagte Thompson rau. Sein schlechtes Gewissen war eine gute Triebfeder. Er musste Klarheit über die Verletzungen haben, die er dem Mann zugefügt hatte. Und wenn es gar zu böse aussah, musste er wohl oder übel doch einen Arzt holen.

Nicht auszudenken, welche Folgen es haben würde, wenn der Mann starb.

Es bedurfte noch einiger energischer Worte, um den Fremden zu veranlassen, sich hinzulegen. Thompson holte eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch. Dann machte er sich an die Arbeit.

Vor einigen Jährchen, als er bei der Army war, hatte er einen Sanitätskurs mitgemacht. Deshalb kannte er sich ganz gut aus. Er löste den von ihm angelegten Notverband und tupfte anschließend vorsichtig das Blut von der muskulösen Brust des Verletzten. Es dauerte nicht lange, bis er die Wunde freigelegt hatte.

Die Wunde?

Da war gar keine Wunde!

Dort, wo die Kugel in die Schulter eingedrungen sein musste, war nur noch eine kleine Narbe zu erkennen.

Und diese verschwand schließlich auch noch, während Gordon Thompson sie mit großen Augen betrachtete.

***

Je mehr Mike Hunter auch redete und sie von ihrem Plan abzubringen versuchte, desto entschlossener wurde Damona King. Sie würde nach Florida fliegen. Und sie würde der Cypress Developing Corporation auf die geschäftstüchtigen Finger sehen. Keine Macht dieser und der jenseitigen Welt sollte sie daran hindern. Und ihr Freund und Generalbevollmächtigter, der sich wohl gleichzeitig auch noch wie eine Art Vormund vorkam, schon gar nicht.

Noch am selben Tag traf sie ihre Reisevorbereitungen. Sie wollte nur das Allernotwendigste mitnehmen, denn der Abstecher in die USA sollte schließlich keine Vergnügungsfahrt sein. Diesen Gedanken stets vor Augen, packte sie ihre Koffer.

Am anderen Morgen war es dann so weit. Mike, der wegen der Verhandlungen mit den Whiskybrennern ohnehin nach London musste, würde sie mitnehmen.

In ihrem Schlafzimmer kleidete sie sich an. Was sie im Spiegel des großen Kleiderschranks sah, gefiel ihr: eine mittelgroße, schlanke Gestalt mit den Rundungen an den richtigen Stellen, ein ebenmäßiges Gesicht, dessen leicht gebräunter Teint reizvoll mit einer Flut pechschwarzen Haares kontrastierte, das ihr bis über die Schultern fiel. Es gab auf der Welt sicherlich nur wenige Frauen, die ihr äußeres Erscheinungsbild nicht gerne gegen das ihrige getauscht hätten.

Aber Damona wollte nicht zuletzt auch sich selbst beweisen, dass sie nicht nur äußerliche Qualitäten zu bieten hatte.

Sie holte ein schlichtes Reisekostüm aus dem Schrank. Als sie es anzog, fiel ihr Blick auf den schwarzen Stein, den sie an einer Kette am Hals trug. Der Stein war ein Vermächtnis ihrer Mutter. Und immer wenn sie ihn sah, überkamen sie schwermütige Gedanken.

Vanessa, ihre Mutter, war eine geborene Hexe gewesen, die allerdings der Schwarzen Magie bereits als junges Mädchen abgeschworen hatte. Dies hatten ihr die Elemente der Finsternis niemals verziehen. Und so war nach mehreren Jahrzehnten der Ruhe schließlich das Schreckliche geschehen. Brodkin, ein rumänischer Schwarzmagier, hatte Vanessa ermordet, gemeinsam mit ihrem Mann. Über Nacht war Damona zur Waise geworden.

Am Vorabend ihres Todes jedoch hatte Vanessa Damona erzählt, dass auch in ihren Adern Hexenblut floss, dass auch in ihr magische Kräfte schlummerten, deren Beherrschung sie allerdings noch lernen musste. Vanessa hatte Damona versprochen, dass sie aus der Dimension des Jenseits über sie wachen würde. Der schwarze Stein sollte dabei die Funktion eines Verbindungsglieds zwischen Mutter und Tochter erfüllen. Wenn Damona von den Mächten des Bösen Gefahr drohte, würde Vanessa sie durch den Stein warnen und ihr, wenn sie dazu fähig war, Hilfe leisten.

Keine Sekunde dachte Damona daran, den Stein zurückzulassen.

Zwar war wohl kaum damit zu rechnen, dass die Elemente der Finsternis ausgerechnet im sonnigen Florida einen Angriff auf sie starten würden. Aber das spielte gar keine Rolle. Damona würde sich niemals freiwillig von dem Stein trennen, gleichgültig ob sie nun verreiste oder ihren Fuß nur auf die Steinplatten des Schlosshofs setzte.

Wenig später war sie fertig und verließ ihr Schlafzimmer. Mike wartete in der Halle auf sie. Die Koffer hatte der alte Henry bereits im Jaguar verstaut.

»Können wir?«, fragte Damona unternehmungslustig.

Der junge Mann nickte.

Und dann kam wieder das, was Damona insgeheim bereits erwartet hatte.

»Damona«, sagte er, »willst du dir nicht doch noch mal überlegen, ob…«

Damona funkelte ihn an. »Wenn du wieder versuchen willst, mir meinen Trip auszureden, dann kannst du allein nach London fahren! In diesem Fall nehme ich mir ein Pferd und reite…«

»Schon gut, schon gut«, sagte Mike resigniert. »Ich sage ja nichts mehr.«

Und überraschenderweise hielt er sein Versprechen sogar.

***

»Wie machen Sie es, Mister?«

»Mache ich was?«

Gordon Thompson deutete mit dem Zeigefinger auf die Schulter des Mannes, wo von der Wunde inzwischen nicht mehr das Geringste zu sehen war.

»Gerade haben Sie noch geblutet! Und jetzt… Sind Sie ‘n Fakir oder was?«

Der Fremde richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf. Ziemlich schwungvoll sogar. Er schien sich wieder pudelwohl zu fühlen, so verrückt das auch erscheinen mochte.

»Ich weiß nicht«, sagte er achselzuckend. »War wohl nur ein Kratzer. Haben Sie auf mich geschossen?«

Diese Frage war Thompson äußerst unangenehm. Im ersten Augenblick. Dann aber sagte er sich, dass sein übereilter Schuss ja gar nicht so tragisch gewesen war, weil er sichtlich keine fatalen Folgen heraufbeschworen hatte. Warum sollte er es also nicht zugeben?

Er grinste den Fremden an. »Okay, ich war’s! Jetzt sind Sie sauer auf mich, was?«

»Warum haben Sie geschossen?«

»Kann ich Ihnen sagen«, antwortete Thompson. »Ich habe auf Sie

gefeuert, weil ich Sie für einen Alligator gehalten habe!«

Die Reaktion des Mannes war verblüffend. Er schoss regelrecht vom Bett hoch. Die Erregung stand ihm mit großen Buchstaben im Gesicht geschrieben.

»Das stimmt nicht!«, schrie er Thompson leidenschaftlich an. »Ich bin kein Krokodil! Ich bin ein Mensch!«

Der Temperamentsausbruch des anderen ließ Thompson unwillkürlich zwei Schritte zurücktreten.

»Regen Sie sich ab, Mann! Ich sehe ja, dass Sie kein verdammter Gator sind. Was soll's also?«

Der Fremde beruhigte sich wieder. Er murmelte irgendetwas Unverständliches und nahm dann wieder auf der Bettkante Platz.

»Haben Sie etwas zu trinken?«, fragte er anschließend. »Einen Cognac vielleicht?«

»Cognac habe ich nicht. Aber sie können 'nen Whiskey haben.«

»Gerne.«

Gordon Thompson wollte die Schlafkammer verlassen, um die Flasche aus dem Living Room zu holen, überlegte es sich dann aber anders. Da der Fremde wieder vollkommen hergestellt zu sein schien, lag kein Grund vor, noch länger in der engen Kabine herumzuhängen. Das machte nur Spaß, wenn der Besucher ein Girl war. So jedoch…

»Kommen Sie mit in die gute Stube«, forderte er den Fremden auf.

»Da ist es gemütlicher.«

Ihm kam zu Bewusstsein, dass sein Gast noch immer im Adamskostüm dasaß. Er ging zum Wäschefach und fischte eine Jeans und ein buntes Hemd hervor. Beide Kleidungsstücke warf er dem Mann hinüber.

»Da, ziehen Sie sich das über.«

Der Fremde schlüpfte in Hose und Hemd und folgte Thompson dann in den Wohnraum. Dort setzte er sich auf die Sitzbank, die ihm der Hausherr anbot. Thompson holte eine Flasche Jim Beam und zwei Gläser und nahm dann gegenüber dem Fremden in einem Sessel Platz.

Und wieder überraschte ihn der Mann. Die nackte Gier stand ihm in den Augen, als er nach der Flasche griff und sich sein Glas fast bis zum Rand füllte. Ohne darauf zu warten, dass sich auch sein Gastgeber bediente, setzte er das Glas an den Mund und leerte es in kurzen, hastigen Schlucken.

»Mann, Sie haben aber 'nen Zug am Leib!«

»Pardon«, sagte der Mann, »aber…«

Und abermals griff er nach der Flasche. Das gleiche Spiel wiederholte sich. Innerhalb weniger Augenblicke hatte er das Glas zum zweiten Mal geleert.

Nie in seinem Leben hatte Gordon Thompson eine derartige Gier gesehen. Der Mann soff, als hätte er in den letzten zehn Jahren keinen

Tropfen Alkohol in den Hals bekommen. Ein Zuchthäusler, der gerade aus dem Knast kam, mochte seinen Nachholbedarf auf diese Weise befriedigen.

Zuchthäusler!

Das brachte Thompson auf einen Gedanken. Er kannte sich zwar in Florida nicht so gut aus. Aber er meinte, gehört zu haben, dass es in der Nähe ein großes Gefängnis geben sollte. War sein Gast vielleicht ein entlaufener Sträfling? Das würde zweifellos einiges erklären…

Er hütete sich jedoch, seine Gedanken laut werden zu lassen.

Wenn seine Spekulationen den Tatsachen entsprachen, dann war mit dem Mann ganz bestimmt nicht zu spaßen.

Er verspürte auf einmal das Bedürfnis, seinen Gast loszuwerden.

Ganz abgesehen von der Möglichkeit, einen ausgebrochenen Gangster vor sich zu haben – irgendwie war ihm der Bursche unheimlich.

Die ungewöhnliche Art und Weise, in der er aufgetaucht war, sein eigentümliches Verhalten, der verblüffende Heilungsprozess…

Nein, der Knabe schmeckte ihm nicht.

»Okay, Mister… wie heißen Sie eigentlich?«

Der Fremde zögerte.

»Mendez«, sagte er dann. »Alain… ich meine Alan Mendez. Und Sie?«

Thompson nannte seinen Namen und kam danach wieder auf das zurück, was ihm auf dem Herzen lag.

»Okay, Mendez, nachdem sich Ihre Verletzung ja nun als… hm … nicht so schwer wiegend herausgestellt hat und Sie ja auch wieder voll da zu sein scheinen, könnten wir unsere Bekanntschaft eigentlich beenden. Das Hemd und die Hose, die ich Ihnen gegeben habe, können Sie behalten.«

Der Fremde zeigte, dass er nicht auf den Kopf gefallen war. Er blickte Gordon Thompson mit leicht gerunzelter Stirn an. »Sie wollen mich also rausschmeißen, ja?«

»Aber nein«, antwortete Thompson. »Es ist nur… Ich erwarte heute Abend noch Besuch, wissen Sie?«

»Und dabei störe ich?«

»Nun ja…«

Mendez verschränkte die Beine und tastete mit der Hand nach seiner Schulter. So als ob er starke Schmerzen verspüre, verzog er das Gesicht.

»Ich weiß nicht«, sagte er, »aber es tut auf einmal wieder unheimlich weh. Die Kugel, die Sie mir verpasst haben, sitzt vielleicht doch noch drin. Ich müsste mich noch etwas ausruhen oder aber…«, er machte eine dramatische Pause, »… ins nächste Hospital gehen. Und wenn mich jemand fragt, wer mich angeschossen hat …« Er schwieg viel sagend.

Gordon Thompson biss sich erbittert auf die Lippen. »Sie wollen mich erpressen!«
»Erpressen? Aber ich würde doch niemals…«
»Genau das tun Sie aber!«
Nach kurzem Überlegen griff Thompson in die Hosentasche und holte sein Portemonnaie heraus. Er öffnete es, blätterte darin herum und entnahm ihm dann eine Hundert-Dollar-Note. Ärgerlich hielt er seinem »Gast« den Geldschein hin.
»Hier, nehmen Sie das als Schmerzensgeld. Dann sind wir uns doch wohl einig, oder?«
Mendez griff nach dem Hunderter und ließ ihn blitzschnell verschwinden. Aber er machte noch immer keine Anstalten, von der Sitzbank aufzustehen.
»Trotzdem«, sagte er gedehnt, »ich würde gerne diese Nacht noch hier bleiben, um mich wieder richtig zu erholen. Morgen gehe ich dann. Einverstanden, Thompson?«
Thompson zerquetschte einen Fluch zwischen den Lippen.
»Okay«, sagte er zähneknirschend. »Wenn es denn unbedingt sein muss, dann schlafen Sie in Gottes Namen diese Nacht noch hier.«
Sein Besucher ignorierte den mörderischen Blick, der ihn traf. Lächelnd beugte er sich vor.
»Wissen Sie was, Thompson? Ich habe rechtschaffenen Hunger! Meinen Sie, Sie könnten uns etwas zu essen besorgen? Ein schönes großes Stück Fleisch mit einer pikanten Sauce, etwas frischen Salat, vorher vielleicht ein paar Schnecken…«
Thompson überlegte ernsthaft, ob er nicht wieder nach dem Karabiner greifen sollte, um das nachzuholen, was er beim ersten Mal versäumt hatte…

***

Franklin S. Goodwater war ein Mensch, der sich eigentlich immer im Dienst befand. Während sich die jungen Hüpfer wie Thompson und Robbins einen gemütlichen Abend machten, beschäftigte er sich noch immer mit den Kunden. Aber darum hatte er es auch zum Verkaufsleiter der Cypress Developing Corporation gebracht, während Thompson und Konsorten vermutlich zeit ihres Lebens einfache Salesmen bleiben würden.
Besonderes Vergnügen hatte Goodwater an seiner Tätigkeit manchmal allerdings nicht. An diesem Abend saß er mit zwei potentiellen Kaufinteressenten im Restaurant des Hotel Okeechobee beim Dinner. Beide Männer töteten ihm den Nerv. Der martialisch aussehende Roger Larue war trotz seines näselnden französischen Akzents ein Prolet, der Essmanieren an den Tag legte, bei dem sich einem die Haare sträubten. Und der fette Todd Elton hatte nur ein

einziges Thema: die Millionen, die er in seiner Hundefutterfabrik verdiente.

Aber was sollte Goodwater machen? Geschäft war schließlich Geschäft. Und wenn ein erfolgreicher Abschluss heraussprang…

Wenn es sein musste, hätte er sich auch mit einem versoffenen Kommunisten an einen Tisch gesetzt und sich irre Parolen um die Ohren schlagen lassen.

»… habe ich festgestellt, dass Brocken mit Pfefferminzgeschmack der ganz große Renner sind«, tönte Elton gerade. »Die Köter mampfen das Zeug wie unsereins echten russischen Kaviar. Können Sie sich das vorstellen, meine Herren? Pfefferminzgeschmack, ausgerechnet Pfefferminzgeschmack!«

»Interessant«, sagte Franklin S. Goodwater. »Wirklich Pfefferminzgeschmack?«

»So wahr ich Todd Elton heiße – Pfefferminzgeschmack! Da mache ich allein in diesem Jahr ‘ne glatte Million mit.«

Kannst du in CDC-Grundstücke investieren, dachte Goodwater hoffnungsvoll. Und vielleicht tat der Fette das auch. Dann hatte sich das Martyrium dieses Abends wenigstens gelohnt.

Und wie sah es mit Larue aus? Würde sich der hoch gewachsene Mann ebenfalls zum Einstieg in CDC-Immobilien entschließen können?

Goodwater warf ihm einen kurzen Blick zu. Länger konnte er da nicht hinsehen, weil sich ihm sonst der Magen umgedreht hätte. Larue aß nicht, er fraß. Und zwar wie einer, der seit vierzehn Tagen keinen einzigen Bissen mehr zwischen die Zähne bekommen hatte.

Er hatte bereits eine Ochsenschwanzsuppe – drei Tassen voll – mehrere Stücke Lauchkuchen, vierundzwanzig Schnecken, ein Châteaubriand sowie eine Birne Helene in sich hineingestopft. Gerade war er dabei, eine riesige Portion Obstsalat zu vertilgen, wobei sein gedrechselter Schnurrbart voll in der Schlagsahne hing. Es verstand sich von selbst, dass sich Larue nicht nur aufs Essen beschränkte. Er trank dazu auch noch wie ein Loch. Mit mehreren Cognacs hatte er angefangen und war dann auf Wein umgestiegen. Zwei Flaschen hatte er bisher geleert. Und die dritte stand schon bereit. Eine derartige Unmäßigkeit war Goodwater noch nie begegnet.

Er fragte sich, wo Larue herkam. Die meisten Kaufinteressenten stammten aus den großen Städten an der Ostküste, denn dort rührte CDC die Werbetrommel am intensivsten. Nach einer Zwischenstation in Miami wurden sie dann mit kleinen Maschinen, die die CDC gechartert hatte, nach Fort Myers gebracht. Larue hingegen hatte sich erst in Fort Myers selbst mit dem Verkaufsbüro in Verbindung gesetzt. Er musste also aus der Gegend sein, obwohl er im Hotel wohnte. Bei den Banken von Fort Myers war er allerdings nicht bekannt. Nur

Leuten mit guten Geschichtskenntnissen sagte sein Name etwas. Roger Antoine Larue war der Kommandant einer französischen Einheit gewesen, die die Engländer im Jahre 1762 in die Sümpfe der Everglades gejagt hatten. Vermutlich waren die Esssitten des historischen Larue angenehmer gewesen als die seines Namensvetters aus der Jetztzeit.

Larue hatte den Obstsalat jetzt verputzt. Goodwater atmete auf.

Nun würde ja wohl mit der Fresserei endgültig Schluss sein. Da aber winkte der schnauzbärtige Mann dem Kellner.

Goodwater winselte innerlich. Der Mann hatte doch nicht ernstlich vor…

Larue hatte es vor! Als der Kellner an den Tisch trat, studierte er bereits wieder die Speisekarte.

»Käse hätte ich noch gerne«, bestellt er. »Eine doppelte Portion, compris?«

Der Kellner war ein gut geschulter Mann. Er ließ sich nicht anmerken, was er dachte. »Sehr wohl, Sir«, sagte er nur und wieselte diensteifrig davon.

Die Wartezeit vertrieb sich Larue, indem er der dritten Weinflasche den Garaus machte. Dabei fand er noch Zeit, geschäftliche Dinge zu besprechen, was immerhin ein gewisser Trost für Franklin Goodwater war.

»Für wann haben Sie die nächste Besichtigung geplant, Mr. Goodwater?«, erkundigte er sich. »Ich würde mir das Gelände, das ich kaufen will, ganz gerne nochmals aus nächster Nähe ansehen.«

Solche Worte hörte der Verkaufsleiter der Cypress Developing Corporation gerne.

»Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, Mr. Larue«, sagte er geschäftstüchtig. »Wenn Sie Wert darauf legen, können wir beide morgen allein…«

Larue winkte ab. »Keine Umstände! Wegen meiner Person muss der Hekilo… Hekopi … Verdammt, wie heißt das Ding noch?«

»Helikopter«, half ihm Goodwater auf die Sprünge. Er wunderte sich, dass Larue nicht in der Lage war, dieses simple Wort auszusprechen. Man sollte meinen, er hätte es erst vor kurzem zum ersten Mal gehört.

»Helikopter, richtig«, wiederholte der schnauzbärtige Kaufinteressent. »Also wie gesagt, wegen mir brauchen Sie nicht extra zu fliegen.«

»Der nächste Besichtigungsflug ist für übermorgen geplant«, sagte Goodwater. »Bis dahin dürften noch einige andere Interessenten in Fort Myers eingetroffen sein.«

»Übermorgen ist gut«, nickte Larue, »sehr gut sogar. Bon, Mr. Goodwater, planen Sie mich mit ein.«

»Gerne, Mr. Larue.«

Die Aufmerksamkeit des Schnauzbärtigen wurde jetzt wieder anderweitig in Anspruch genommen. Der Kellner trat an den Tisch – mit einer Käseplatte, von der eine mehrköpfige Familie satt geworden wäre. Larues Augen fingen an zu glänzen. Gierig griff er nach Messer und Gabel.

»Guten Appetit«, warf Todd Elton ein. Er betrachtete seinen Tischgenossen wie ein Wundertier. »Wenn Sie ‘n Hund wären, gäben Sie die ideale Figur für ‘nen Werbespot im TV ab, wissen Sie das? Sie kennen doch sicher mein berühmtes Reklamemotto: Man sieht wie gut Toddy unserem Bello schmeckt!«

Roger Larue packte sein Messer wie einen Dolch. »Wollen Sie damit andeuten, dass ich wie ein Hund aussehe?«, fragte er mit gefährlich leiser Stimme.

Elton zuckte erschrocken zusammen. »Nein, nein, natürlich nicht. Ich…«

»Mr. Elton wollte nur einen kleinen Scherz machen«, sagte Goodwater beschwichtigend. Es fehlte ihm noch, dass sich die beiden in die Haare bekamen. So etwas war nicht gut fürs Geschäft.

Der Schnauzbärtige beruhigte sich, widmete sich wieder seiner Käseplatte.

Und wie er das tat! Er säbelte ein großes Stück ab. Und zwar mit eine solchen Vehemenz, dass das Messer abrutschte und ihm in den Daumen fuhr.

Sofort wurde Franklin Goodwater schlecht. Er konnte kein Blut sehen. Und Larue hatte sich in seiner Gier den halben Daumen abgeschnitten.

Goodwater schloss die Augen, kämpfte gegen die Wellen der Übelkeit an, die auf ihn eindrangen. Erst nach mehreren Sekunden wagte er es, wieder hinzusehen.

Roger Larue hatte den Daumen in den Mund gesteckt, nahm ihn in diesem Moment wieder heraus.

Kein Blut mehr!

Und von dem entsetzlichen Schnitt war ebenfalls kaum noch etwas zu erkennen.

Der Mann mit dem Schnauzbart grinste. »Gutes Heilfleisch, was?«

Und während ihn Goodwater und Elton aufs Höchste verblüfft anstarrten, machte er sich wieder seelenruhig über seine Käseplatte her.

***

In London hatte sich Damona King von Mike Hunter getrennt. Während sich ihr Freund und Generalbevollmächtigter auf den Weg zur Konzernzentrale in der King’s Road machte, fing sie an, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.

Sie nahm sich eine Taxe und ließ sich zum Oxford Circus fahren, wo die englische Verkaufsgesellschaft der Cypress Developing Corporation ihren Sitz hatte.

Die Schaufenster der CDC waren imponierend. Schaubilder, Modelle und geschmackvolle Fotografien von bebauten und unbebauten Geländekomplexen füllten sie aus. Die CDC vertrieb nicht nur Immobilien in Florida, sondern auch in anderen Gegenden. Und es standen nicht nur Grundstücke und Häuser auf dem Programm.

Der Interessent konnte auch genauso gut Anteile an diversen Immobilienfonds erwerben.

Damona betrat die Räume der Firma. Das Innere wirkte seriös und gediegen. Die CDC protzte nicht, zeigte nur, dass sie ein gut situiertes Unternehmen war.

Mehrere Leute, bei denen es sich offenbar um Kaufinteressenten handelte, wurden von alerten Angestellten in kleinen Besprechungskabinen bedient. Der abfällige Artikel in der Zeitung hatte dem Geschäftsgang anscheinend noch keinen Abbruch getan.

Ein jüngerer Mann, gut sitzender, grauer Anzug, Krawatte, schneeweißes Hemd, trat mit freundlicher Geschäftsmäßigkeit auf Damona zu. Lächelnd deutete er eine Verbeugung an.

»Madam?«

Der Angestellte ahnte nicht, dass er seine höchste Dienstherrin vor sich hatte. Im Gegensatz zu so manchen Töchtern reicher Leute hatte es Damona immer bewusst vermieden, sich irgendwo in der Mittelpunkt der Öffentlichkeit zu stellen. Deshalb gab es auch praktisch keine Fotos von ihr, die die Zeitungen nach dem Tod ihrer Eltern abdrucken konnten. Ihr Gesicht war in der Öffentlichkeit völlig unbekannt. Und das sollte auch in Zukunft so bleiben. Damona hätte es nicht ertragen können, fortwährend von Reportern und Fotografen verfolgt zu werden.

»Mein Name ist Koenig«, sagte sie. »Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht und suche eine gute Geldanlage.«

Das Lächeln des Verkäufers verstärkte sich. »Mit Verlaub gesagt, Madam, ich glaube, da sind Sie bei uns goldrichtig. Wer sein Geld bei der CDC anlegt, hat später wenig Grund, seinen Entschluss zu bereuen. Wenn ich bitten dürfte…« Er machte eine einladende Handbewegung zu einer freien Sitzecke hin.

Damona setzte sich. Wenig später war der Angestellte wieder da – mit einem großen Packen Prospektmaterial in den Händen.

»So, dann wollen wir mal sehen, was wir da haben…«

Zuerst einmal ließ ihn Damona reden. Sie wollte auch das Geschäftsgebaren der CDC prüfen. Versuchte man, den Leuten etwas aufzudrängen, oder leistete man einen echten Beratungsdienst?

Sie war angenehm enttäuscht. Der junge Mann machte keinen Hehl

daraus, dass er ihr etwas verkaufen wollte. Aber er machte es nicht mit der Hammermethode, sondern gab sich redlich Mühe, ihr die Vor- und Nachteile der einzelnen Projekte klarzumachen.

»Ich glaube, das Projekt Big Cypress Swamp in Florida interessiert mich am meisten«, sagte sie schließlich.

»Eine gute Wahl«, erwiderte der CDC-Mann geschmeidig. »Wir haben in der Vergangenheit schon sehr viel Land in Florida verkauft. Deshalb auch der Name unserer Gesellschaft. Die Parzellen, die gegenwärtig zum Verkauf stehen, werden nach der Urbanisierung einen beträchtlichen Wertzuwachs erfahren – auch wenn einige übel wollende Zeitungen das Gegenteil behaupten!«

Es gefiel Damona, dass der Verkäufer von sich aus dieses Thema berührte. Tat das jemand, der etwas zu verbergen hatte? Im Normalfall wohl kaum!

»Oh ja, ich erinnere mich an diesen Artikel«, sagte Damona.

»Stand da nicht etwas von Leuten, die verschwunden sein sollen?«

»Ja, so stand es in der Zeitung. Aber davon stimmt natürlich kein Sterbenswörtchen. Die Presse muss ja irgendetwas schreiben. Und wenn das Ungeheuer von Loch Ness gerade mal nicht in Mode ist, dann müssen eben verschwundene Menschen in den Everglades herhalten. Man kennt das ja.«

»Es ist also niemand verschwunden?«

»Aber nein!« Der junge Mann legte seine linke Hand aufs Herz und blickte sie treuherzig an. »Würde ich es Ihnen nicht sagen, wenn es so wäre?«

Jetzt schwindelte er natürlich ziemlich dreist. Schließlich wusste Damona von Romano Tozzi, dass wirklich Personen verschwunden waren. Aber vielleicht – das wollte sie zugunsten des Verkäufers annehmen – waren die unteren Chargen der CDC über die Vorfälle auch gar nicht informiert. Genaueres konnte sie jedenfalls nur an Ort und Stelle erfahren.

Nachdem der Angestellte ihr das Projekt Big Cypress Swamp noch näher erläutert hatte, sagte Damona: »Bevor ich mich entscheide, würde ich ganz gerne eine Geländebesichtigung vornehmen. Gibt es da Möglichkeiten?«

»Aber gewiss doch, Miss Koenig. Viele unserer europäischen Kunden verbinden eine Besichtigung mit einem Urlaub im sonnigen Florida. Wenn es zu einem Verkaufsabschluss ab einer gewissen Höhe kommt, werden die Flugkosten von uns ersetzt. Falls nicht…« Der junge Mann lächelte. »Holidays in Miami Beach – wer kann davon schon seinen Freunden erzählen?«

»Da haben Sie auch wieder Recht«, stimmte ihm Damona zu.

Der Verkäufer witterte seine große Verkaufschance. »Soll ich den Flug für Sie arrangieren, Madam?«, erkundigte er sich erwartungsvoll.

»Ich bitte darum!«

***

Der Flug war ein bisschen kompliziert.

Vom Londoner Flughafen ging es zunächst mit einer Maschine der BO-AC nach New York City. Dort hieß es umsteigen in einen Airbus der Eastern Airlines, der Damona King nach Miami brachte. Und von hier wurde dann das letzte Stück der Reise mit einer von der CDC gecharterten Cessna über die Bühne gebracht. Ziemlich erschöpft landete sie schließlich auf dem kleinen Flughafen von Fort Myers, wo bereits eine firmeneigene Limousine wartete, um sie zusammen mit zwei anderen Kaufinteressenten ins Hotel Okeechobee zu bringen.

Zum Abendessen war Damona dann wieder einigermaßen frisch.

Zwei Stunden Schlaf in dem für sie reservierten Zimmer hatten Wunder gewirkt.

Der Service der Cypress Developing Corporation ließ nichts zu wünschen übrig. Der Verkaufsleiter der Gesellschaft, ein Mann namens Franklin S. Goodwater, lud sie und die beiden anderen zum Dinner ein. Auf Kosten der CDC natürlich. Streng genommen bezahlte Damona ihr Essen also doch selbst.

Goodwater war ein großer, gemütlich wirkender Mensch, der Damona unwillkürlich an die Vaterfigur in englischen Familienserien erinnerte, die mit so viel Erfolg über die Bildschirme der Welt flimmerten. Auf den ersten Blick hätte nur ein Böswilliger auf den Gedanken kommen können, einen Mann vor sich zu haben, der nicht bis in die letzte Faser redlich war. Aber Damona war sich natürlich im Klaren darüber, dass Goodwater diesen Eindruck ganz bewusst erwecken wollte. In Wirklichkeit war er höchstwahrscheinlich ein äußerst cleverer Geschäftsmann, der zielstrebig seinen Verkaufserfolg suchte.

Während des Abendessens wurde hauptsächlich über das Projekt Big Cypress Swamp gesprochen. Goodwater entschuldigte sich dafür, dass er das Geschäftliche in den Vordergrund stellte. Aber er hatte seine Gründe: für den morgigen Tag war eine Geländebesichtigung mit dem Hubschrauber geplant. Und Goodwater legte Wert darauf, dass seine potentiellen Kunden nicht uninformiert ins Gelände zogen.

Damona und die zwei anderen Interessenten, ein Rechtsanwalt und ein Arzt aus New Jersey, hatten nichts dagegen.

Nach dem Essen lud der Verkaufsleiter der CDC seine Gäste dann auch noch zu einem gemütlichen Umtrunk in der Hotelbar ein. Wieder auf Firmenkosten, verstand sich.

In der Bar herrschte einiger Betrieb. Eine ganze Reihe von Hotelgästen hatte sich vorgenommen, dem Abend einen feuchtfröhlichen Ausklang zu geben.

An einem Ecktisch, der noch mehrere freie Stühle zu bieten hatte, saßen bereits einige Leute, die direkt oder indirekt mit der CDC zu tun hatten. Franklin S. Goodwater stellte sie vor.

Da war zunächst ein gut aussehender junger Mann, der Ähnlichkeit mit Marion Brando in seinen besseren Jahren hatte. Der junge Mann hieß Gordon Thompson und arbeitete als Immobilienverkäufer für die CDC. Die anderen drei Personen waren Kaufinteressenten: Mrs. Hall, eine wasserstoffblonde, nicht mehr ganz junge Frau, die einen halben Juwelierladen zur Schau stellte, ein wohlbeleibter Gentleman, der Todd Elton hieß, und schließlich noch ein gewisser Roger Larue, dessen Äußeres Damona an einen Kavallerieoffizier der alten Schule denken ließ.

Die Ankömmlinge wurden mit Hallo begrüßt. Dieses galt natürlich vor allem Damona King, die als schöne junge Frau Glanz in die Runde brachte. Alle drei Männer am Tisch bedachten sie mit begehrlichen Blicken. Dagegen hatte Damona grundsätzlich nichts einzuwenden. Schließlich war sie eine Frau. Dennoch empfand sie die Art und Weise, in der der schnauzbärtige Larue sie musterte, als äußerst abstoßen. Er riss ihr mit den Augen förmlich die Kleider vom Leib. Und in seinen Gesichtszügen drückte sich dabei die nackte Gier aus.

Damona bemühte sich, diese Gier zu ignorieren. Sie nahm Platz neben dem jungen CDC-Verkäufer. Er war ihr sympathisch, und sie glaubte nicht, dass er zudringlich werden würde. Das konnte sie beispielsweise bei Larue nicht voraussetzen.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte das Gefühl, von elektrischem Strom durchrieselt zu werden.

Zuerst war sie verwirrt. Dann aber begriff sie, dass der schwarze Stein auf ihrer Brust für das seltsame Gefühl verantwortlich sein musste.

Ihre Mutter versuchte, ihr über die Grenze zwischen den Dimensionen hinweg eine Warnung zukommen zu lassen!

Eine Warnung… vor wem oder was?

Vor einer der Personen am Tisch oder einer anderen Gefahr, die irgendwo im Barraum lauerte?

Mit leicht zusammengekniffenen Augen sah Damona zur Bar hinüber, zu den anderen Tischen. Sie konnte nichts Außergewöhnliches feststellen. Aber das wollte überhaupt nichts besagen. Vanessa irrte sich bestimmt nicht.

Irgendwo in unmittelbarer Nähe hatte sich etwas Böses manifestiert! Eine Macht, die nicht von dieser Welt war!

Damona konzentrierte sich, versuchte, die reale Umwelt aus ihrem Bewusstsein auszusperren. Sie wollte ihren Geist befreien von allem diesseitigen Ballast, um ihn empfangsbereit zu machen für eine Botschaft aus dem Jenseits, in dem sie ihre Mutter wusste.

Für wenige Sekundenbruchteile gelang es. Eine Stimme, die ohne Ton war, und die sich doch unauslöschbar in ihre Erinnerung eingebracht hatte, wehte wie ein Hauch durch ihr Bewusstsein: die Stimme Vanessas!

»Sei vorsichtig, mein Kind! Der Mann…«

Mehr kam nicht durch. Ganz kurz hatte die Tür zwischen dem Diesseits und dem Jenseits offen gestanden. Dann war sie wieder zugefallen.

Es bestand kein Kontakt mehr zwischen ihr und ihrer Mutter.

Der Mann!

Welchen Mann hatte Vanessa gemeint? Damona konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass eine höhere Macht die Verbindung unterbrochen hatte.

Eine Macht, die mit »dem Mann«, vor dem sie ihre Mutter warnen wollte, im Bunde war?

Vielleicht, vielleicht auch nicht… Damona wusste es nicht. In jedem Fall war sie wieder allein, konnte sie nicht auf die Unterstützung Vanessas rechnen. Wenn die Gefahr akut wurde, musste sie darauf hoffen, dass die in ihr schlummernden magischen Kräfte geweckt wurden, und sie sich selbst helfen konnte.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, Miss Koenig?«

Die Stimme eines Mannes brachte Damona endgültig in die Wirklichkeit des Augenblicks zurück. Alle Männer und die Frau an ihrem Tisch starrten sie an. In den Augen Gordon Thompsons, der sie angesprochen hatte, konnte sie so etwas wie echte Besorgnis lesen.

Diese Besorgnis tat ihr gut. Thompson konnte sie wohl von vornherein von der Liste der Personen streichen, die als Abgesandter der finsteren Mächte in Frage kamen.

»Doch, doch«, sagte sie schnell, »mir fehlt nichts. Ein bisschen müde, das ist alles.«

Irgendjemand hatte ihr ein Glas Sekt hingestellt. Sie nahm es in die Hand und hob es.

»Zum Wohle!«, sagte sie lächelnd.

Auch die anderen griffen nach ihren Gläsern.

***

Der Rechtsanwalt und der Arzt aus New Jersey verabschiedeten sich bald, um sich schlafen zu legen. Franklin S. Goodwater blieb noch ein Weilchen, empfahl sich dann aber ebenfalls.

Normalerweise wäre Damona King sicher auch längst gegangen.

Aber sie war nach Fort Myers gekommen, um gewisse Dinge zu klären. Und außerdem war da noch die Sache mit der Warnung ihrer Mutter. Deshalb ließ sie ihr Hotelbett noch warten.

Das war ganz nach dem Geschmack Gordon Thompsons. Der junge

Mann machte ihr ungeniert den Hof und scherte sich den Teufel darum, dass sie ja eine Kundin der CDC war. Wahrscheinlich hätte er dasselbe auch dann gemacht, wenn ihm bekannt gewesen wäre, dass Damona die Eigentümerin des King Konzern und damit auch seiner Firma war. Seine Bemühungen, ihr Herz zu gewinnen, amüsierten Damona. Da er sich noch als nützliche Informationsquelle erweisen mochte, flirtete sie mit. Eine echte Chance hatte Thompson natürlich nicht, denn da war letztlich immer noch Mike Hunter.

Ihr Flirt mit Thompson fand nicht den ungeteilten Beifall der anderen Personen am Tisch. Die superblonde Mrs. Hall durchbohrte Damona mit ganzen Salven von giftigen Blicken. Keine Frage, dass die Frau eifersüchtig war.

Auch der schnauzbärtige Larue hätte sichtlich gerne mit Thompson getauscht. Immer wieder starrte er Damona mit verzehrenden Augen an, ganz so, als ob er seit langem keine Frau mehr gesehen habe. Da er aber wohl begriff, dass sie für ihn unerreichbar war, suchte er Trost beim Alkohol. Und diesem sprach er in einem Ausmaß zu, als sei zu befürchten, dass spätestens am anderen Tag die Prohibition wieder eingeführt wurde.

Der dicke Elton leistete ihm beim Trinken Gesellschaft, ohne allerdings im Konsum auch nur annähernd mithalten zu können.

Und noch ein dritter Mann im Barraum trank reichlich hochprozentige Sachen. Damona lernte ihn kennen, als sie mit Gordon Thompson zu den swingenden Klängen des Bartrios ein Tänzchen auf der kleinen Tanzfläche hinlegte.

Der Mann war etwa fünfzig Jahre alt und hatte eine hagere Statur.

Er trug eine randlose Brille und kam Damona ziemlich verknöchert vor. Die ganze Zeit über hatte er an der Bar gegessen, den Tisch der CDC-Interessenten aber nie aus den Augen gelassen. Seine Aufmerksamkeit hatte dabei jedoch nicht Damona gegolten, sondern der Person Gordon Thompsons.

Jetzt kam er mit schwerer Schlagseite auf die Tanzfläche getorkelt und fing an, lästig zu werden.

»Du… du bist schuld«, stieß er hervor und rempelte Thompson dabei an. »Du Schmutz … Schmutzfink hast sie auf dem Ge … auf dem Gewissen!«

Natürlich hörten Damona und der junge CDC-Verkäufer sofort mit dem Tanzen auf.

»Lassen Sie das doch, Mr. Edwards«, sagte Thompson ärgerlich.

»Sie sind betrunken!«

Die Augen des Mannes funkelten hinter seinen Brillengläsern. »Na… na und? Betrunkene haben den klaren Durch … Durchblick. Du Lump hast … hast sie entehrt und dann ver … verschwinden lassen! Gib … gib’s endlich zu!«

»Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe! Kommen Sie, Damona, setzen wir uns wieder hin.«

Thompson wollte Damona zum Tisch zurück geleiten, aber der Mann mit der Brille hinderte ihn daran. Schwankend stellte er sich den beiden in den Weg.

»Kid… Kidnapper!«, zischte er. »Mörder! Du … du hast mir meine Frau weg … weggenommen!«

Fast alle Leute in der Bar waren jetzt aufmerksam geworden. Die drei Musiker gaben sich zwar Mühe, die peinliche Szene mit Musik zu überspielen, hatten damit aber keinen Erfolg. Das Ganze war Gordon Thompson mehr als unangenehm. Und er bekam sichtlich Wut.

»Ein für alle Mal, Edwards«, sagte er laut, »ich habe mit Ihrer Frau nichts zu schaffen! Sie ist ein mannstolles Frauenzimmer, das hinter mir her war wie der Teufel hinter der armen Seele, aber ich habe sie immer abblitzen lassen. Wie ich Ihnen bereits sagte, habe ich sie mit einem anderen Burschen gesehen – einem abgerissenen Kerl aus dem Hafenviertel. Mit dem wird sie durchgebrannt sein. Und wenn ich Sie so ansehe, dann kann ich mir gut vorstellen, warum! Gehen Sie mir aus dem Weg!«

Der hagere Mann zitterte wie Espenlaub.

»Du… du Hund«, schrie er gellend und stürzte sich auf den CDC-Verkäufer.

Gordon Thompson ließ ihn nicht an sich herankommen. Seine zur Faust geballte Rechte flog heraus und traf den Anstürmenden genau am Kinn. Der Mann flog zurück und ging schwer zu Boden.

»Tut mir Leid«, sagte Thompson, »aber…«

Ganz zufrieden war er wohl selbst nicht mit sich. Schließlich war der Brillenträger betrunken gewesen.

Die beiden Mixer kamen hinter der Bar hervor.

»Nicht Ihre Schuld, Mr. Thompson«, sagte der eine. »Mr. Edwards hat Sie angegriffen.«

Gemeinsam mit seinem Kollegen kümmerte er sich um den Niedergeschlagenen. Schwankend kam der Mann mit der Brille wieder auf die Füße. Der Faustschlag schien ihn ernüchtert zu haben. Er sagte kein Wort und ließ sich von den beiden Hotelangestellten, die ihn stützten, aus der Bar hinausführen.

»Wissen Sie«, sagte Gordon Thompson mit sichtlicher Verlegenheit zu Damona. »Ich bin an sich ein friedlicher Mensch, aber dieser Mann…«

»Sie waren nicht nur brutal, sondern auch noch sehr taktlos«, erwiderte Damona strafend.

Kurz darauf sah die juwelenbehangene Mrs. Hall Thompson an.

Vielleicht bezog sie seine nicht sehr freundlichen Worte über Mrs. Edwards auch auf sich. Der schnauzbärtige Larue enthielt sich eines Kommentars. Der fette Elton aber grinste.

»Und?«, fragte er. »Haben Sie die Frau von dem Mann… na, Sie wissen schon.«

»Nein«, sagte Thompson energisch. »Es ist genauso, wie ich gesagt habe. Mrs. Edwards ist verschwunden. Und dieser Bursche aus dem Hafen ebenfalls. Ich habe nicht das Geringste damit zu tun. Mr. Edwards hat sich da in eine fixe Idee verrannt…«

Verschwunden!

Auf dieses Stichwort hatte Damona King schon eine ganze Weile gewartet. Nun hatte sie einen aktuellen Anlass, das Thema konkret anzuschneiden.

»Diese verschwundenen Personen…«, begann sie. »Hat sich die Polizei nicht darum gekümmert?«

»Doch, natürlich«, antwortete Thompson. »Aber man hat bisher keine Spur gefunden. Mich wundert das nicht. Mrs. Edwards hatte Geld. Sie wird mit diesem Burschen auf und davon gegangen sein!«

»Es sollen noch andere Personen verschwunden sein«, sagte Damona sinnend. »Personen, die einen Kaufvertrag mit der Cypress Developing Corporation abgeschlossen haben!«

»Wer behauptet das?«

»Ich habe es in der Zeitung gelesen.«

Damona sah keinen Grund, warum sie den Artikel im Londoner Observer nicht erwähnen sollte.

»Na ja…« Das Thema war Thompson offensichtlich nicht sehr angenehm. Ein bisschen betreten drehte er sein Gin-Tonic-Glas.

»Na ja? Was heißt das?«, setzte Damona nach.

Auch Elton und Mrs. Hall blickten Thompson gespannt an. Sie schienen bisher noch nichts von den vermissten Personen gehört zu haben. Roger Larue hingegen war an diesem Thema offenbar uninteressiert. Gierig starrte er zur Bar hinüber, an der gerade eine junge Frau mit einem äußerst gewagten Dekollete aufgetaucht war.

»Es ist richtig, dass noch zwei unserer Kunden verschwunden sind«, gab Thompson widerstrebend zu. »Sie hatten sich ein Motorboot gemietet, um auf eigene Faust einen Trip in die Everglades zu machen. Von diesem Trip sind sie nicht zurückgekommen.«

Er nahm einen Schluck aus seinem Glas und sprach dann fast trotzig weiter: »Aber was kann die CDC dafür? Der Swamp ist gefährlich! Tückische Bodenverhältnisse, Krokodile, Schlangen… Da kann alles mögliche passieren. Wer sich nicht auskennt, sollte besser zu Hause bleiben. Ganz anders sieht es natürlich aus, wenn das Gelände urbanisiert ist. Lassen Sie sich also um Gottes willen nicht abschrecken …«

»Sie haben noch nicht alle Gefahren genannt, die im Swamp lauern«, schaltete sich Larue etwas überraschend in das Gespräch ein.

Er war ziemlich betrunken und lallte.

»So?«, dehnte Thompson.
Larue beugte sich vor und grinste breit. »Im Swamp soll es auch böse Geister geben!«
»Geister?«
»Ja«, sagte Larue, »die Geister der Toten! Alle dreiunddreißig Jahre kommen sie und holen sich ihre Opfer! Das können Sie nachlesen in den Annalen.«
»Lächerlich«, gab Gordon Thompson zurück. »Es gibt keine Geister!«
Dieser Meinung konnte sich Damona King nicht anschließen. Geister, Dämonen, Hexer… es spielte keine Rolle, wie man sie nannte.
In jedem Fall gab es sie. Kaum jemand wusste das so gut, wie sie selbst. Schließlich spielte sie die Furchtsame und blickte den Schnauzbärtigen mit geweiteten Augen an.
»Die Geister der Toten?«, wiederholte sie. »Welcher Toten?«
»Die Geister der tapferen Soldaten des Louis Quinze, den sie den Vielgeliebten nannten!«
Gordon Thompson lachte. »Ah, jetzt weiß ich, auf was Sie anspielen, Mr. Larue.«
»Dann sagen Sie es uns«, verlangte Damona von ihm.
»Sicher, warum nicht?« Der junge CDC-Verkäufer lachte erneut.
»Vor ein paar hundert Jahren, so um 1760 rum…«
»1762«, warf Larue ein.
»Na, meinetwegen! Also, im Jahre 1762 kämpften Engländer und Franzosen um ihre amerikanischen Kolonien. Auch hier in Florida. Well, die Tommies siegten und jagten die Franzosen zum Teufel. Eine französische Einheit floh in den Big Cypress Swamp. Man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Vermutlich sind die armen Schweine in den Sümpfen elendig umgekommen.«
Larue nickte, setzte seinen Cognac-Schwenker an die Lippen und leerte ihn.
»Wissen Sie auch, wie der Kommandant der französischen Einheit hieß?«, fragte er.
Thompson schüttelte den Kopf. »Sorry, so genau bin ich auch nicht informiert. Ich habe mir die Geschichte Floridas nur mal kurz durchgelesen, als ich hier zu arbeiten anfing.«
»Der Kommandant hieß Roger Antoine Larue!«, sagte der Schnauzbärtige. Sekundenlang herrschte Schweigen am Tisch. Mrs. Hall, die ganz blass geworden war, brach es.
»Wo… woher wissen Sie das alles so genau, Mr. Larue?«
Gordon Thompson gab die Antwort: »Woher? Na, das liegt doch auf der Hand. Mr. Larue hat sich deshalb so für die alten geschichtlichen Vorgänge interessiert, weil dieser Kommandant ein Namensvetter von ihm war. Stimmt’s, Mr. Larue?«
Breit grinste der Mann mit dem Schnauzbart: »Was würden Sie sagen,

wenn der Kommandant und ich identisch wären? Wenn ich sein Geist wäre?«

Elton, der dicke Hundefutterfabrikant, schlug Larue kräftig auf die Schulter.

»Für ‘nen Geist saufen Sie verdammt viel, was?«, meinte er und wollte sich schier ausschütten vor lachen.

Thompson und Larue selbst fielen in das Lachen ein. Und auch die Miene von Mrs. Hall, die fast ängstlich dreingeblickt hatte, hellte sich wieder auf.

Allein Damona King blieb ernst. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter.

Hatte sie ihn vor Larue warnen wollen?

War doch etwas dran an dem Gerede des Mannes oder hatte er sich in seine Trunkenheit nur interessant machen wollen?

Sie wurde sehr nachdenklich…

Am anderen Morgen, kurz nach dem Frühstück im Hotel Okeechobee, ging es los.

Auf einem kleinen Privatflugplatz wartete auf die Kaufinteressenten ein Hubschrauber mit Pilot. Es war eine einrotorige Maschine, die maximal zwölf Personen Platz bot.

Die Kunden, neben Damona und den beiden Männern aus New Jersey auch Mrs. Hall, Roger Larue, Elton Todd und ein älteres Ehepaar namens Derringer, kletterten in die Maschine. Vonseiten der CDC waren Goodwater und Thompson mit von der Partie.

Der Helikopter startete. Er flog zunächst in östlicher Richtung, folgte dem Flusslauf des Okeechobee. Die Häuser von Fort Myers blieben zurück. Dafür tauchten andere auf, die zu kleineren Siedlungen an den Ufern des Flusses gehörten.

Nach einer Weile nahm der Pilot einen Kurswechsel vor. Die Maschine flog jetzt in Richtung Süden.

Und die Landschaft, die unter den Menschen dahinglitt, änderte sich. Spuren menschlicher Zivilisation waren jetzt nicht mehr zu sehen. Wildnis bestimmte das Bild. Das Grün von Bäumen, Sträuchern und Gräsern dominierte, aufgelockert durch die blauen Farbtupfer von schmalen Wasserläufen und Seen. Der Helikopter flog tief genug, um Einzelheiten erkennen zu lassen: Tiere auf dem Land, im Wasser und in der Luft.

Damona King hatte den Eindruck, ein unberührtes Paradies zu sehen, dessen Existenz man in den ach so zivilisierten Vereinigten Staaten von Amerika eigentlich gar nicht vermuten sollte. Aber sie wusste gleichzeitig, dass die Tage dieses Paradieses gezählte waren.

Die so genannte Zivilisation war auf dem Vormarsch. Der schlagendste Beweis dafür waren der Hubschrauber und die Menschen, die darin saßen. Sie kamen nicht, um die wilde Schönheit

der Natur zu bewundern. Sie kamen, um potentielles Baugelände zu besichtigen.

Franklin S. Goodwater machte das ganz klar. Er saß neben dem Piloten, drehte sich jetzt aber zu den anderen um.

»Werte Damen und Herren«, begann er seine Ansprache. »Was Sie jetzt unter sich sehen, ist das Gelände, das wir Ihnen zum Kauf anbieten können. Wir werden es in Karreeform umfliegen, sodass Sie sich ein ungefähres Bild über Lage und Ausdehnung machen können. Sieht noch wüst aus, werden Sie sagen. Damit haben Sie vollkommen Recht. Aber das wird sich bald ändern. Wenn das Land erst einmal gerodet ist, die Sumpfflächen getrocknet sind, Bulldozer die Geländeunebenheiten begradigt haben…«

Der Verkaufsleiter der Cypress Developing Corporation redete weiter und beschrieb die geplanten Urbanisationsmaßnahmen in näheren Details.

Damona hörte ihm mit äußerst gemischten Gefühlen zu. Alles was Goodwater sagte, klang durchaus realistisch und seriös. Sie zweifelte nicht daran, dass die CDC alle Maßnahmen wirklich durchführen würde. Es konnte also gar keine Rede davon sein, dass die Grundstückskäufer irgendwie übers Ohr gehauen werden sollten. In geschäftlicher Hinsicht lag demnach kein Makel auf der amerikanischen Tochtergesellschaft des King Konzerns. Damona war sich weiterhin darüber im Klaren, dass mit großer Wahrscheinlichkeit ein stattlicher Gewinn für die CDC bei der Abwicklung des Projekts herausspringen würde. Ein Gewinn, der letzten Endes ihr persönlich zufallen würde. Dennoch war sie darüber nicht sehr glücklich. Die Zerstörung der romantischen, ursprünglichen Landschaft ging ihr gegen den Strich. Wieder wurde ein Stück Natur dem Moloch »Fortschritt« geopfert.

Musste so etwas wirklich sein? War es wirklich nötig, den Big Cypress Swamp langsam aber sicher in eine riesige Bungalowsiedlung zu verwandeln?

Allen Ernstes überlegte sie, ob sie der Leitung des King Konzerns Anweisung geben sollte, das Projekt zu stoppen.

Dann aber sagte sie sich, dass sie dadurch im Grunde genommen nichts ändern konnte. Die Entwicklung ließ sich nicht aufhalten. Die Regierung hatte größere Flächen der Everglades zur Besiedlung freigegeben. Das Gelände, das die CDC urbanisierte, war nur ein Teilstück des Gesamtareals. Andere Erschließungsgesellschaften kümmerten sich um das übrige Land. Wenn sich ihre Firma aus dem Geschäft zurückzog, würde ihr Teilgelände lediglich in andere Hände übergehen, und alles bliebe beim Alten. Selbst als Konzernherrin konnte sie nichts tun, auch wenn ihr das Herz dabei blutete.

Eine Weile später hatte der Helikopter das Areal der Cypress

Developing Corporation umflogen.

Franklin S. Goodwater meldete sich wieder zu Wort: »Meine Damen und Herren, wir werden jetzt mitten im Gelände landen, damit sie sich das Land aus unmittelbarer Nähe ansehen können.« Er lachte kurz auf. »Wenn Sie wollen, können Sie die Erde in die Hand nehmen, die Ihnen vielleicht demnächst gehört!«

»Ist eine Landung nicht gefährlich?«, erkundigte sich Mrs. Hall leicht nervös. »Die wilden Tiere, der Sumpf…« Sie schüttelte sich.

»Keine Bange, Mrs. Hall«, beruhigte sie Goodwater. »Dort, wo wir niedergehen werden, ist es ganz sicher. Sie sollten nur in der Nähe des Helikopters bleiben. Dann kann Ihnen gar nichts zustoßen!«

Der Pilot ließ den Hubschrauber langsam nach unten sacken. Eine größere, mit Schilfgras bewachsene Insel, auf der nur einige wenige Baumgruppen standen, kam näher. Kurz darauf setzte die Maschine mit knatternden Rotorblättern auf. Erschreckt stob ein Schwarm bunter Vögel davon.

Gordon Thompson kletterte als Erster nach draußen. Da er weder von einem Bären noch einem Alligator angegriffen wurde, legten die andere ihre unwillkürliche Zurückhaltung ab und traten ebenfalls auf die jungfräuliche Erde. Nun ja, dachte Damona, so jungfräulich wohl wieder auch nicht. Zweifellos machte der Hubschrauber bei jedem Besichtigungsflug hier Zwischenstation. Die Möglichkeit, dass irgendwo Colabüchsen oder leere Zigarettenschachteln herumlagen, war ziemlich groß.

Der Untergrund war überraschend fest. Damona King hatte schwammigen Boden erwartet, der an den Schuhen zog. Aber davon konnte keine Rede sein. Höchstwahrscheinlich hatten die Verkaufsstrategen der CDC ein Stück Land gesucht, das zu urbanisieren praktisch keine Schwierigkeiten bereitete. Gewusst wie…

Der dicke Elton und Mrs. Derringer nahmen tatsächlich etwas Erde in die Hand und zerkrümelten sie zwischen den Fingerspitzen.

»Fühlt sich auch nicht anders an als bei uns zu Hause in Chicago«, sagte sie zu ihrem Mann. Ihre Stimme klang richtig enttäuscht.

Einige der anderen Kaufinteressenten stellten sachbezogene Fragen wegen der Erschließungsmaßnahmen an Goodwater und Thompson. Damona konnte diesem Thema keinen großen Reiz mehr abgewinnen. Sie fand es viel attraktiver, sich etwas die Füße zu vertreten, wozu das saftige, zum Teil kniehohe Gras förmlich einlud.

Mit langsamen Schritten entfernte sie sich von der Gruppe, schlenderte auf eine der Baumgruppen zu. Die Bäume standen in voller Blüte und boten einen prächtigen Anblick. Damona war keine Spezialistin auf dem Gebiet der Botanik. Aber sie glaubte nicht, sich zu täuschen, wenn sie diese Bäume für Mahagonibäume hielt. Sie hatte gar nicht gewusst, dass es die in Florida überhaupt gab.

Verträumt ging sie weiter, merkte dabei gar nicht, dass der Hubschrauber bald außer Sichtweite war. Sie näherte sich dem südlichen Rand der Grasinsel. Wasser schimmerte zwischen einigen Uferbüschen hindurch.

Damona machte noch immer nicht Halt. Vielleicht konnte sie einen leibhaftigen Alligator zu Gesicht bekommen…

Sie erreichte die Buschgruppe, zwängte sich hindurch. Aber sie sah keins der nordamerikanischen Krokodile. Stattdessen hatte sie einen ganz anderen Sinneseindruck.

»Vorsicht, Damona!«

Die lautlose Stimme ihrer Mutter!

Unendlich weit entfernt, wie von einem geheimnisvollen, nicht spürbaren Wind verweht…

Damona zuckte zusammen.

Gefahr!, schrie es in ihr.

Wo?

Hastig blickte sie sich nach allen Seiten um. Aber sie konnte nichts Außergewöhnliches wahrnehmen. Dies wollte jedoch nichts besagen. Wenn Vanessa sie warnte, dann bedeutete das, dass irgendwo eine übernatürliche Gefahr lauerte. Und die musste keineswegs mit dem normalen menschlichen Auge wahrnehmbar sein.

Damona konzentrierte sich auf ihren Geist, versuchte, den Kontakt mit ihrer Mutter im Jenseits wieder herzustellen. Aber es gelang ihr nicht. Das Tor zwischen den Dimensionen blieb geschlossen.

Ein Geräusch wurde in ihrem Rücken hörbar. Wie von einer Viper gebissen, fuhr Damona herum.

Und sah Roger Larue vor sich stehen!

Sie erschrak. Da war etwas in den Augen des schnauzbärtigen Mannes, das ihr… unmenschlich erschien. Sie war von Natur aus kein furchtsamer Mensch. Larue jedoch, der Larue, der jetzt vor ihr stand jedenfalls, pflanzte Angst in ihr Herz.

Und was er dann zu ihr sagte, steigerte ihr banges Gefühl nur noch mehr.

»Na, kleine Hexe?«, redete er sie an.

»Kleine… Hexe?«, wiederholte Damona aufs Äußerste irritiert.

»Was… was wollen Sie damit sagen?«

»Die Wahrheit!«

»Ich… ich weiß gar nicht, wovon Sie reden, Mr. Larue«, stammelte Damona.

Er grinste breit. »Brauchst dich gar nicht zu verstellen, Hexlein! Ich weiß über dich Bescheid. Das da…«, Larue deutete auf ihre Halskette, an der der Stein ihrer Mutter hing, »… hat mir alles über dich verraten!«

Das Erschrecken Damonas hatte jetzt einen Höhepunkt erreicht.

Wenn Larue in der Lage war, den schwarzen Stein als Symbol einer Hexe zu erkennen, dann musste er selbst mit der Magie im Bunde stehen. Mit schwarzer Magie…

Keine Frage: Larue war die Gefahr, vor der sie Vanessa gewarnt hatte!

Sie zwang sich, ganz ruhig und gelassen zu erscheinen. Es gelang ihr mehr schlecht als recht, denn sie konnte ein Zittern ihrer Glieder nicht verhindern.

»Was wollen Sie von mir?«

»Oh«, antwortete Larue, »dir wird große Ehre angetan werden, kleines Hexlein. Ich habe dich dazu ausersehen, Gavabal, dem Herrn der Krokodile, als Opfer zu dienen!«

Mühsam rang Damona die Panik nieder, die in ihrem Innersten aufstieg.

»Gavabal? Wer ist Gavabal und wer… sind Sie?«

Der Schnauzbärtige äffte zynisch eine formvollendete Verbeugung nach.

»Wie ich bereits gestern Abend sagte – ich bin Hauptmann Roger Antoine Larue. Und Gavabal? Nun, Hexlein, du wirst ihn noch kennen lernen. Zunächst aber…«

Ansatzlos sprang Larue Damona an und warf sie zu Boden. Mit seinem schweren Körper drückte er sie ins Gras. Sein Gesicht war von wilder Leidenschaft verzerrt.

»Noch bin ich ein Mensch!«, stieß er mit heiserer Stimme hervor.

»Und bevor ich wieder…«

Er sprach nicht weiter. Speichelbläschen sammelten sich auf seinen Lippen. Die Gier übermannte ihn. Heftig zerrte er an Damonas Bluse. Die Knöpfe flogen davon, und der dünne Stoff zerriss. Halb nackt lag das Mädchen da.

»Hilfe!«, schrie Damona. »Hil…«

Eine klobige Hand erstickte ihren Schrei. Mit der anderen fing Larue an, ihr den Rest der Kleidung vom Körper zu fetzen.

Damona wehrte sich mit aller Macht. Aber sie hatte den überlegenen Kräften des Mannes nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Und ganz plötzlich, als sie sich bereits verloren glaubte, spürte sie eine geheimnisvolle Kraft in sich. Dieselbe Kraft, die sie gespürt hatte, als der rumänische Schwarzmagier Brodkin nach der Ermordung ihrer Eltern auch sie töten wollte.

Bruchteile der magischen Fähigkeiten, die noch in ihr verschüttet waren, wurden durch die akute Gefahr geweckt.

Ein dritter Arm, den man nicht sehen und fühlen konnte, ein Arm, dem von dem magischen Potential ihres Geistes zur Existenz verholten wurde, stand ihr auf einmal zur Verfügung. Damona konnte diesen Arm, in gewissem Rahmen, beliebig weit ausstrecken.

Und sie streckte ihn aus…

Sie langte nach dem mehreren Yard entfernt am Uferrand stehenden Gehölz und packte einen Stamm von etwa fünf Zentimetern Durchmesser. Mit ihren normalen Körperkräften wäre es ihr niemals gelungen, den Stamm zu brechen. So aber schaffte sie es beinahe spielend.

Das laute Knacken des brechenden Holzes, das sich wie ein Pistolenschuss anhörte, ließ Larue zusammenfahren. Ohne von Damona abzulassen, warf er einen Blick über die Schulter zurück.

Und sah den Holzpflock wie eine Keule auf sich zu schwingen!

Der Mann mit dem Schnauzbart reagierte schnell. Er ließ Damona los und riss abwehrend die Arme hoch.

Gerade noch rechtzeitig. Der von geisterhafter Hand geführte Stamm wäre sonst voll auf seinen Schädel gekracht. So aber konnten seine schützend erhobenen Hände dem Hieb den größten Teil ihrer Wirkung nehmen.

Der Schlag war trotzdem noch wuchtig genug. Larue, auf Damona hockend wie ein böser Geist, wurde zur Seite geschleudert und stürzte ins Gras.

Damona war frei, hätte jetzt aufspringen können. Aber das tat sie nicht, sondern blieb ganz still liegen. Nur äußerste Konzentration befähigte sie, den magischen Arm zu kontrollieren, jede Ablenkung würde sie aus dem Konzept bringen und Larue wieder die Oberhand gewinnen lassen.

Erneut schwang sie den Holzpflock. Sie holte weit aus und drosch dann wieder auf den Schnauzbärtigen ein.

Larue wälzte sich zur Seite, weg von Damona. Und wieder gelang es ihm, nicht voll getroffen zu werden. Der Stamm krachte nur auf sein linkes Bein, das er nicht mehr schnell genug hatte zur Seite ziehen können.

Ein unterdrückter Schrei, der sich wie das Grollen eines Raubtiers anhörte, entrang sich seiner Kehle. Es folgte ein lästerlicher Fluch – in französischer Sprache.

Einen dritten Hieb brauchte Damona King nicht zu führen. Larue hatte wohl erkannt, dass die kleine Hexe doch fähiger war, als er sich das vorgestellt hatte. Er gab auf.

Mit verzerrtem Gesicht sprang er auf die Füße und hastete davon.

Hinkend…

Jetzt wagte es Damona, in ihrer Konzentration nachzulassen. Sie richtete sich in eine sitzende Stellung auf und blickte dem Flüchtenden nach.

Larue lief nicht zum Helikopter zurück, sondern hastete geradewegs auf das Wasser zu, das die Insel umspülte.

Mit großen erstaunten Augen beobachtete Damona, wie er sich mit

einem Hechtsprung in den See stürzte. Sie sah nicht, dass er wieder auftauchte.

Dafür aber sah sie etwas anderes: drei Alligatoren, deren Augen starr auf sie gerichtet waren…

Damona überlief es kalt. Die Augen der Tiere… Ein Ausdruck lag darin, der ihr fast menschlich vorkam.

Ein Wunsch wurde übermächtig in ihr: sie wollte wieder unter Menschen sein, unter ganz normalen Menschen.

Sie stand auf und setzte sich in Bewegung, um zum Hubschrauber zurückzueilen.

Nach den ersten Schritte drehte sie sich während des Laufens noch einmal kurz um.

Und sah, dass die Krokodile ihr mit erhobenen Schuppenschädeln nachstarrten.

***

Eine gewisse Panikstimmung stieg im Innersten Roger Antoine Larues auf.

Die Zeit wurde knapp. Wenn er es bis zum Abend nicht geschafft hatte, ein Opfer in seinen Besitz zu bringen, dann war er verloren.

Gavabal kannte keine Gnade mit denjenigen, die ihr Gelöbnis brachen. Bis in alle Ewigkeit würde er…

Larues Verstand weigerte sich, den Gedanken weiterzudenken.

Noch war es nicht zu spät. Noch hatte er eine Chance. Er musste sie nur nutzen.

Geschmeidig glitt er durch das Wasser. Von dem Schlag auf sein linkes Knie, den ihm das junge Hexenweib verpasst hatte, spürte er schon nichts mehr. Sein Körper, der von der Magie Gavabals beseelt wurde, überwand Verletzungen im Handumdrehen.

Larue war wütend auf sich selbst. Er hatte einen schweren Fehler gemacht, hatte diese Damona King unterschätzt. Der magische Stein hätte ihn warnen sollen. Statt ihrer hätte er sich besser einen der anderen als Opfer auserkoren. Für Gavabal spielte es keine Rolle, ob das Opfer nun jung und schön oder alt und dick war. Für den Herrn zählte nur die Lebensessenz als solche.

Jetzt waren die anderen gewarnt. In ihre Mitte zurückgehen und so tun, als ob nichts gewesen wäre, konnte er natürlich nicht. So blieb ihm nur die Hoffnung, dass dieser komische, neumodische Flugapparat, dieser Helikopter, nicht sofort nach Rückkehr des Mädchens in den Himmel aufstieg.

Roger Antoine Larue schwamm so schnell, wie er nur konnte. Und er kam gut voran. Schließlich war ihm das Wasser zum zweiten Element geworden.

Die am Uferrand wachsenden Sträucher verwehrten ihm den

ungehinderten Blick auf die Insel. Seiner Schätzung nach musste er jedoch inzwischen wieder auf gleicher Höhe mit dem Helikopter angekommen sein.

Mit ein paar kräftigen Schwimmzügen bewegte er sich aufs Ufer zu und kletterte an Land. Vorsichtig kroch er zwischen die Büsche, um hindurchblicken zu können.

Nein, er hatte sich nicht verschätzt. Dort, etwa dreihundert Meter entfernt, stand der Flugapparat. Und es sah nicht danach aus, als ob er jeden Augenblick starten würde. Die Menschen standen darum herum und sprachen gestikulierend aufeinander ein. Trotz der Entfernung konnte Larue auch die Hexe erkennen. Natürlich, sie war schneller gelaufen, als er schwimmen konnte.

Larue zögerte nicht länger. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Wenn der Helikopter startete.

Er ließ sich auf alle vier nieder und kroch seinem Ziel entgegen.

Das hohe Schilfgras schützte ihn vor vorzeitiger Entdeckung. Selbst wenn jemand sah, dass sich die Halme bewegten, war das noch nicht unbedingt tragisch. Der Wind konnte dafür verantwortlich sein. Erst wenn er ganz nah dran war, würde es kritisch werden.

Etwas später war er ziemlich nah dran…

Ganz vorsichtig hob er den Kopf, um sich ein Bild über die genaue Situation machen zu können.

Fünfzig Meter etwa war er noch entfernt. Die Menschen standen noch immer da und diskutierten. Gesprächsfetzen drangen an Larues Ohr. Sein Name wurde genannt. Ganz klar, seine Person war das einzige Gesprächsthema. Vermutlich berieten sie, ob sie ihn suchen oder einfach zurücklassen sollten. Sie waren sich wohl noch nicht ganz darüber klar, was er verkörperte. Anderenfalls hätten sie sicherlich längst das Weite gesucht.

Larue brauchte nicht lange, um zu einem Entschluss zu kommen.

Die Frau, deren Schmuck das Geschmeide der Marquise de Pompadour an Glanz übertraf, würde sein Opfer werden!

Sie war die Einzige, die bereits in den Helikopter gestiegen war.

Aus purer Angst natürlich. Die anderen standen alle noch vor dem Flugapparat. Wenn er von der anderen Seite heranschlich, müsste er es schaffen können, unbemerkt von den draußen Stehenden in die Maschine eindringen zu können. Und dann… alles Übrige war nur eine Frage der Schnelligkeit.

Larue setzte sich wieder in Bewegung, langsam, ganz langsam.

Unter keinen Umständen durfte er jetzt auffallen. Er hatte keine Angst vor dem Gewehr, das dieser Bursche Thompson bei sich trug.

Aber er fürchtete die magischen Kräfte der Hexe. Sie war in der Lage, sein Vorhaben zu durchkreuzen.

In einem weiten Bogen umkreiste Larue den Flugkörper, erreichte

schließlich die rückwärtige Seite.

Niemand hatte ihn bemerkt!

Der Rest des Weges war ein Kinderspiel. Der Helikopter selbst sorgte für idealen Sichtschutz.

Larue kam ungesehen an die linke Einstiegsluke heran. Sie stand offen.

Einen Augenblick blieb er stehen, lauschte.

»… Sache für die Polizei«, hörte er jemanden sagen. »Der Kerl gehört entweder ins Zuchthaus oder in die Klapsmühle! Wenn Sie mich fragen …«

Weiter hörte Larue nicht zu. Sollten sie nur reden. Er würde dafür handeln.

Und er handelte…

Geduckt kletterte er in die Pilotenkanzel des Flugkörpers, vollkommen lautlos.

Er sah die Frau. Sie achtete nicht auf ihn, blickte stattdessen aus dem Fenster und hörte zu, was die anderen da draußen zu bereden hatten.

Geräuschlos wand er sich zwischen den Pilotensitzen hindurch und schlich dann auf die Frau zu.

Noch vier Meter, drei, zwei…

Jetzt hatte sie etwas gemerkt. Ihr Kopf flog nervös herum. Sie sah ihn.

Und erstarrte.

Ihr faltiges Gesicht gefror förmlich zu Eis. Die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Ihr Mund öffnete sich, aber es kam kein einziger Ton heraus.

Blitzschnell packte Larue zu. Er fasste ihre Beine und zog sie vom Sitz herunter. Sekundenbruchteile später schlug er mit der geballten Faust zu.

Sie kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen, verlor augenblicklich das Bewusstsein.

Hatten die anderen etwas gemerkt? Es sah noch immer nicht danach aus. Larue hörte sie draußen weiterreden. Es schien sich niemand etwas dabei zu denken, dass Mrs. Hall nicht mehr durchs Fenster blickte. Oder aber es hatte noch keiner von ihnen zur Notiz genommen.

Und nun nichts wie weg!

Roger Antoine Larue, immer noch tief geduckt, um unter der Sichtlinie der Fenster zu bleiben, hob die Frau vom Boden auf. Sie war nicht groß und darüber hinaus auch ziemlich mager. Ihr Gewicht stellte für einen baumstarken Mann wie ihn kein Problem dar.

Wenige Sekunden später war Larue wieder an der Einstiegsluke.

Er kletterte nach draußen, hob dann auch die Frau aus der Maschine. Er nahm sie auf die Schulter und trat dann eilig den Rückzug an.

Zu seinem Glück brauchte er den Helikopter nicht wieder zu umrunden. Auch auf dieser Seite gab es ein Ufer. Wenn er das erreichte, war er in Sicherheit. Die Freunde würden ihm helfen, schnell Wasser zwischen sich und die Insel zu legen.

Mehr als dreißig Meter hatte er sich bereits von dem Flugkörper entfernt, als sie ihn entdeckten.

Roger Antoine Larue rannte um seine Zukunft…

***

Obwohl Larue durch das Gewicht der verschleppten Mrs. Hall zusätzlich belastet wurde, rannte er so schnell wie der Teufel selbst.

Den Verfolgern gelang es kaum, den Abstand entscheidend zu verringern. Noch immer hatte der Schnauzbärtige einen Vorsprung von mehr als zwanzig Yards.

Es waren ohnehin nur noch drei der Hubschrauberinsassen, die ihm nachsetzten: Collins, der Pilot, Gordon Thompson und Damona King. Die anderen hatten längst ihrem Alter Tribut zollen müsse, kamen nicht mehr mit.

Aber Franklin S. Goodwater, der schon ein ganzes Stück zurückhing, wollte sich trotzdem die Initiative nicht aus der Hand nehmen lassen.

»Thompson«, schrie er von hinten, »schießen Sie doch! Legen Sie den Wahnsinnigen um!«

Natürlich fürchtete er, als Leiter des Besichtigungsflugs für die Geschehnisse verantwortlich gemacht zu werden.

Thompson knurrte etwas Unverständliches, folgte der Anweisung seines Vorgesetzten jedoch nicht sofort. Damona King verstand das.

Wenn der junge CDC-Verkäufer stehen blieb, um Larue aufs Korn zu nehmen, würde sich Larues Vorsprung zwangsläufig wieder vergrößern. Außerdem war ein Schuss auf den Flüchtenden eine riskante Sache. Es bestand die große Gefahr, dass er statt des Mannes die bedauernswerte Mrs. Hall traf.

Collins, Thompson und Damona hetzten weiter, holten wieder ein bisschen auf.

Damona selbst konnte nichts tun, um Larue an der Flucht zu hindern. Sie befand sich nicht in akuter Gefahr. Deshalb konnte sie von ihren wieder schlummernden magischen Fähigkeiten keinen Gebrauch machen.

Larue war jetzt nicht mehr weit vom Inselufer entfernt. Sie wusste, dass seine Chancen, davonzukommen, damit erheblich stiegen, hatte sie sich doch vorhin davon überzeugen können, dass er im Wasser wie zu Hause war.

Er durfte nicht bis zum Seeufer kommen!

»Ihr Boss hat Recht«, rief sie Thompson keuchend zu. »Schießen Sie! Wenn er erstmal im Wasser ist…«

»Na gut!«

Gordon Thompson blieb stehen. Er riss seinen Karabiner hoch und zielte sorgfältig. Dann feuerte er.

Und er traf.

Roger Larue torkelte. Das rechte Bein knickte ihm weg, und er stürzte mit seiner menschlichen Last zu Boden.

»Gut gemacht«, lobte der Pilot.

Thompson setzte den Karabiner ab, machte sich gemeinsam mit den anderen beiden wieder an die Verfolgung.

Etwas mehr als zehn Yards jetzt nur noch…

Aber Roger Larue war noch keineswegs am Ende. Schon stand er wieder auf den Füßen.

Und rannte weiter, als ob gar nichts gewesen wäre.

»Das gibt's doch nicht!«, stieß Thompson verblüfft hervor. »Ich bin ganz sicher, dass ich ihn an der Kniekehle erwischt habe! Der Kerl muss mit dem Satan im Bunde sein!«

Ja, dachte Damona, das ist er wohl!

Wieder verhielt Gordon Thompson seinen Schritt, legte zum zweiten Mal auf den Kidnapper an.

Aber es war schon zu spät. Larue hatte das Ufer jetzt erreicht. Er verschwand hinter einem Strauch. Aus Furcht, Mrs. Hall zu treffen, wagte Thompson nicht, aufs Geratewohl loszufeuern. Mit einem Fluch nahm er das Gewehr herunter und setzte sich wieder in Bewegung.

Ein paar Augenblicke später standen Collins, Thompson und Damona am Seeufer.

Sie sahen Larue und die von ihm entführte Frau. Beide entfernten sich vom Ufer. Mrs. Hall schien nach wie vor bewusstlos zu sein. Ihr Kopf wurde von Larue über Wasser gehalten. Trotzdem strebte der schnauzbärtige Mann mit wuchtigen Schwimmstößen der benachbarten Insel entgegen. Aber noch trennten ihn mindestens zwanzig Körperlängen von seinem Ziel.

»Worauf warten Sie noch, Thompson?«, fuhr Collins den CDC-Verkäufer an. »Sein Kopf ist die beste Zielscheibe, den Sie sich vorstellen können. Halten Sie drauf!«

Gordon Thompson zögerte. »Wenn ich ihn jetzt treffe, ist das tödlich.«

»Na und? Dieser Kerl hat es dreimal verdient!«

»Und Mrs. Hall? Wenn er sie nicht mehr stützt…«

»Wir holen die Frau schon raus. Das Wasser ist hier streckenweise nicht tiefer als ein Yard. So schnell wird sie schon nicht untergehen!«

Der Pilot streifte seine Schuhe ab und stieg ins Wasser, um sofort startbereit zu sein.

Thompson hob sein Gewehr. Aus dieser Entfernung würde er keine Schwierigkeiten haben, genau zu treffen; Er schoss.

Roger Larues Kopf wurde nach vorne geschleudert, als habe er einen Schlag mit einem Knüppel abbekommen, sank unter die Wasseroberfläche.

Damona King wandte sich unwillkürlich ab, als sie sah, wie sich das Wasser rot färbte.

Ein unterdrückter Schrei Gordon Thompsons veranlasste sie, wieder hinzusehen. Der Grund für den Ausruf des jungen Verkäufers war nur zu offensichtlich: Roger Larue schwamm mit ungebrochener Kraft weiter – unter Wasser. Und er zog die besinnungslose Mrs. Hall unaufhaltsam mit sich fort.

»Das… das ist unmöglich«, stammelte Gordon Thompson. »Sein Hinterkopf … ich habe ihn getroffen!«

Noch ein Schrei wurde hörbar. Und dieser Schrei kam von Collins, der bereits mehrere Yards ins Wasser gewatet war. Jetzt kam er mit verzerrtem Gesicht ans Ufer zurück.

Der Pilot war auf der Flucht. Auf der Flucht vor zwei Alligatoren, die sich lautlos genähert hatten und genau auf Collins zuschossen.

Im letzten Augenblick schaffte es der Mann, sich an Land zu werfen.

»Feuer!«, brüllte er. »Diese Biester… man sollte meinen, dass sie mit dem Bärtigen unter einer Decke stecken!«

Gordon Thompson schoss von der Hüfte aus. Einmal, zweimal, dreimal… Aber damit konnte er die Alligatoren nicht beeindrucken.

Aufreizend langsam drehte sie ab und tauchten unter. Ihre dunklen, fast vier Yards langen Körper waren jedoch noch deutlich unter der Wasseroberfläche sichtbar.

Von Roger Larue und Mrs. Hall aber war inzwischen nichts mehr zu sehen.

Wenig später – Franklin S. Goodwater und die anderen Männer hatten inzwischen aufgeschlossen – tauchten der Schnauzbärtige und sein Opfer dann doch wieder im Blickfeld der Menschen am Rand der Insel auf.

Die beiden waren bereits gut zweihundert Yards entfernt. Dennoch konnte man sie recht gut erkennen.

Sie saßen auf dem Rücken eines Krokodils, das sie davontrug wie ein gut abgerichtetes Reittier.

***

Der Helikopter war gestartet. Er ging nicht sofort auf Kurs nach Fort Myers. Stattdessen drehte Collins in geringer Höhe mehrere Runden über dem Landeplatz, wobei er den Radius langsam erweiterte.

Aber es half nichts. Roger Larue und Mrs. Hall waren und blieben verschwunden. Sie waren erfolgreich in der grünen Wildnis untergetaucht.

Erfolgreich für Larue. Mrs. Hall hingegen ging einem schrecklichen

Schicksal entgegen, wovor sie alle ihre Juwelen nicht schützen konnten.

Nach einer halben Stunde brach Collins die vergebliche Suche ab und flog zurück zur Stadt.

Bedrücktes Schweigen breitete sich an Bord aus. Die Menschen standen noch immer unter dem Schock der Ereignisse. Selbst dem Nüchternsten unter ihnen dämmerte es inzwischen, dass Roger Larue kein normaler Mensch war.

Insbesondere Damona King hatte nicht den geringsten Zweifel daran. Für sie stand unumstößlich fest, dass er einen Pakt mit den Mächten des Bösen abgeschlossen hatte.

War er wirklich das, was er vorgegeben hatte, zu sein – eine Wiederverkörperung jenes französischen Offiziers aus dem Jahre 1762, dessen Einheit in den Sümpfen verschollen war? Hatte er gestern Abend – und auch vorhin – in grenzenlosem Zynismus die Wahrheit gesagt, weil er ganz genau wusste, dass ihm doch niemand Glauben schenken würde?

Vieles sprach dafür, wobei die Namensgleichheit und sein französischer Akzent nur eine untergeordnete Rolle spielten…

Ein Satz, den er anlässlich der versuchten Vergewaltigung ausgestoßen hatte, hallte immer wieder in Damonas Erinnerung wider: Solange ich noch ein Mensch bin!

Das passte irgendwie zu einem anderen Satz, den er am vergangenen Abend in der Bar von sich gegeben hatte: Alle dreiunddreißig Jahre kommen die Geister der Toten zurück und holen sich ihre Opfer. So oder so ähnlich hatte er sich ausgedrückt.

War es möglich, dass die Geister der Toten alle dreiunddreißig Jahre ihre frühere menschliche Gestalt annehmen konnten und dann wieder ins Reich der Toten zurückkehrten?

Vielleicht, vielleicht auch nicht…

Noch eine andere Frage beschäftigte Damona. Sie rätselte darüber nach, wer Gavabal war, den Larue den Herrn der Krokodile genannt hatte.

Zutiefst bedauerte sie, dass sie nicht über das Wissen ihrer Mutter verfügte. Für Vanessa wäre es sicherlich ein Leichtes gewesen, alle offenen Fragen zu beantworten. Für sie, die Tochter, war dies jedoch unmöglich. Vielleicht würde es ihr eines Tages gelingen, sich aller Kräfte der Magie zu bedienen und in die letzten Geheimnisse einzudringen. Bis es jedoch so weit war, musste sie sich mit ihren derzeitigen Möglichkeiten bescheiden. Diese aber wollte sie nutzen, so gut es ging.

Der Helikopter landete auf dem kleinen Flugfeld in Fort Myers.

Gordon Thompson brachte die Kaufinteressenten ins Hotel Okeechobee zurück.

Franklin S. Goodwater machte sich auf den Weg, um die Polizei zu alarmieren. Damona ahnte jedoch bereits, dass die Arbeit der Ordnungshüter vergeblich sein würde. Natürlich, die Polizisten würden Hubschrauber und wahrscheinlich auch Motorboote in den Big Cypress Swamp schicken, um nach Roger Larue und Mrs. Hall zu forschen. Die Aussichten, zum Erfolg zu kommen, waren jedoch verschwindend gering. Gegen Geister und die Mächte der Finsternis mussten andere Mittel eingesetzt werden, als sie der Polizei zur Verfügung standen.

Im Hotel angekommen, ging Damona zunächst auf ihr Zimmer.

Ihre von Larue zerfetzte Kleidung, notdürftig zusammengeflickt, wanderte in den Müllschacht. Sie nahm ein Bad, ziemlich kalt, um den Blutkreislauf wieder richtig auf Touren zu bringen. Sofort fühlte sie, wie ihr etwas müder Körper von neuer Spannkraft erfüllt wurde. Jetzt noch ein gutes Mittagessen, dann war sie physisch und psychisch wieder vollkommen hergestellt.

Gordon Thompson war noch im Hotel. Er leistete Damona beim Lunch Gesellschaft. Sie hatte nichts dagegen. Der junge Mann war schon länger in Fort Myers und kannte sich besser aus als sie.

»Gibt es in der Stadt eine Bibliothek, in der man die Ereignisse vor dreiunddreißig Jahren nachlesen kann?«, erkundigte sie sich bei ihm.

Thompson dachte nach. »Eine Bibliothek? Nein, ich glaube nicht. In Frage käme höchstens das Archiv der Fort Myers News. Das ist die lokale Tageszeitung.« Er sah sie mit gerunzelter Stirn an.

»Warum, Damona?«

Damona erinnerte ihn an Larues Reden vom vergangenen Abend.

Der CDC-Verkäufer verzog den Mund. »Sie glauben den Quatsch? Halten Sie sein Geschwafel wirklich für möglich?«

»Halten Sie es für möglich, dass jemand auf einem Krokodil reitet?«, konterte Damona.

Darauf wusste Gordon Thompson keine Antwort. Er murmelte nur etwas vor sich hin und bot ihr dann an, sie zum Verlagsgebäude der Zeitung zu begleiten. Damona war einverstanden.

Eine gute halbe Stunde später waren sie an Ort und Stelle. Zunächst erlebten sie eine Enttäuschung. Die Fort Myers News hatte vor dreiunddreißig Jahren noch gar nicht existiert. Folglich gab es auch keine archivierten Zeitungsexemplare des Blattes aus jener Zeit. Dann aber hatten sie doch Glück. Ein älterer Redakteur, der mitbekommen hatte, um was es ihnen ging, trat an sie heran.

»Was wollen Sie wissen?«, fragte er. »Ob es im Jahre 1945 eine ähnliche Verbrechensserie gegeben hat wie in diesen Tagen?«

»Ja«, bestätigte Damona. »Woher wissen Sie…«

Der Redakteur, ein kleiner Mann mit einer Glatze, die von einem grauen Haarkranz gesäumt wurde, tippte sich gegen die Stirn.

»Denken muss man können! Und ein gutes Gedächtnis haben. Ich habe es gleich gesagt: die Bilder gleichen sich – jetzt, 1945 und davor im Jahre 1912!«

Die Rechenaufgabe, die sich anbot, hatte Damona King schnell gelöst. Fünfundvierzig weniger zwölf ergab dreiunddreißig.

Dreiunddreißig!

Sie tauschte einen schnellen Blick mit Gordon Thompson, wandte sich dann wieder an den Redakteur.

»Was können Sie uns sagen, Mr…«

»Fishbaugh, James Fishbaugh. Was soll ich Ihnen sagen? Ich kann Ihnen etwas zeigen!«

Er ging auf einen Schreibtisch zu, öffnete eine Schublade und holte mehrere schon etwas vergilbte Zeitungen hervor, die er Damona anschließend in die Hand drückte.

»Bei dieser Zeitung war ich, bevor ich zu diesem Käseblatt hier kam. Als die ersten Vermisstenmeldungen in Fort Myers bekannt wurden, habe ich mich gleich erinnert und mir von den alten Kollegen die entsprechenden Ausgaben kommen lassen. Aber meinen Sie, mir glaubt hier einer? Eine Verbrechensserie, die über lange Jahre hinweg in regelmäßigen Abständen auftritt, gibt es nicht. Purer Zufall, sagt die Polizei. Na ja, die müssen es ja wissen.«

Damona nahm sich die erste der Zeitungen vor, die ihr der Mann gegeben hatte. Es war eine Ausgabe der Tampa Times aus dem Jahre 1945. Die Stadt Tampa, das wusste sie, lag gut hundert Meilen von Fort Myers entfernt.

Den Artikel, um den es ging, hatte Fishbaugh mit einem roten Filzstift angestrichen.

Er war nur kurz, aber sehr aussagekräftig. Auch damals verschwanden Leute aus der Gegend um Fort Myers. Sie waren entführt worden, wofür es in zwei Fällen sogar Beweise gab. Man hatte die Kidnapper gesehen und auch auf sie geschossen. Trotzdem war es ihnen gelungen, mit ihren Opfern zu flüchten.

Die Artikel in den beiden anderen Ausgaben der Tampa Times sagten in etwa dasselbe. In einem von ihnen stand auch, dass es zu ähnlichen Vorgängen gekommen sein sollte.

Jetzt gab es für Damona King überhaupt keinen Zweifel mehr: Roger Laure hatte die Wahrheit gesagt!

***

»Na, was sagen Sie jetzt?«

Auf der Straße vor dem Verlagsgebäude blickte Damona King ihren Begleiter fast ein bisschen triumphierend an. Dabei wusste sie recht gut, dass Triumphgefühle höchst absurd waren. Der Ernst der Dinge gab keinen Anlass zur Freude.

»Ich kann es noch immer nicht richtig glauben«, erwiderte Thompson kopfschüttelnd. »Menschen, die längst tot sein müssen, laufen frei herum, und anscheinend unverwundbar…«

Er sprach nicht weiter, wurde plötzlich ganz grau im Gesicht. Seine Lippen zitterten.

»Was ist los, Gordon?«, fragte Damona. »Ist Ihnen der Schreck der Erkenntnis derartig in die Glieder gefahren?«

Klatschend schlug sich Thompson mit der flachen Hand gegen die Stirn. Das tat er so auffällig, dass sich mehrere Passanten veranlasst sahen, sich nach ihm umzudrehen.

»Ich bin ein Idiot!«, stieß er hervor.

Damona gab zu dieser Feststellung keinen Kommentar ab. Sie wartete darauf, dass Thompson von sich aus weitersprach.

Das tat er nicht sofort. »Darauf muss ich einen trinken«, sagte er und deutete auf die Cafeteria, die ein paar Häuser neben dem Gebäude der Fort Myers News lag.

Sie gingen in das Lokal und nahmen Platz. Nachdem Thompson einen doppelten Brandy heruntergestürzt hatte, kam er zur Sache.

»Ich bin bisher immer davon ausgegangen, dass Larue der einzige… hm … Geist ist. Aber es sieht ja wohl so aus, als ob es noch andere gäbe.«

»Natürlich«, pflichtete ihm das Mädchen bei. »Das dürfte so gut wie sicher sein.«

Thompson nickte, sagte dann im Tonfall eines Verschwörers: »Ich glaube, ich kenne noch einen dieser lebenden Toten!«

»Was? Sie kennen…«

»Ja!«

Auch Damona wurde jetzt von nervöser Spannung ergriffen. »So reden Sie doch schon!«, forderte sie den CDC-Verkäufer auf.

»Es passt eigentlich alles«, sagte Thompson langsam. »Die Art und Weise, in der er sozusagen aus dem Nichts auftauchte, die Tatsache, dass er keinen festen Wohnsitz zu haben scheint, der Name, der französische Akzent, der Umstand, dass er säuft und frisst wie jemand, der einen ungeheuren Nachholbedarf zu decken hat, und nicht zuletzt auch die rätselhafte Immunität seines Körpers gegen Gewehrkugeln! Alles ist genauso wie bei Roger Larue. Dass ich nicht schon viel früher darauf gekommen bin!«

Atemlos hatte Damona seinen Ausführungen zugehört.

»Wer ist dieser Mann?«, wollte sie wissen. »Und vor allen Dingen – wo ist er?«

»Heute Morgen war er noch bei mir zu Hause!«

»Bei Ihnen…«

»So ist es!« Gordon Thompson berichtete von seiner Begegnung mit Alan Mendez. »Eigentlich wollte er ja nur eine Nacht bleiben«, kam er

zum Schluss. »Aber dann hat er wohl begriffen, dass es ihm bei mir an nichts fehlt, und deshalb war er heute Morgen noch immer da. Er besaß sogar die Stirn, mir heute Nacht ein Girl ins Boot zu schleppen und sich damit in meinem Living Room höchst intensiv zu vergnügen!«

Auf einmal ergriff Thompson eine beinahe hektische Betriebsamkeit. Er holte sein Portemonnaie hervor und winkte der Serviererin.

»Zahlen!«

»Warum auf einmal so eilig?«, fragte Damona.

»Lieber Himmel, das liegt doch auf der Hand! Ich muss natürlich auf dem schnellsten Weg die Polizei benachrichtigen. Mendez muss sofort festgenommen werden. Wenn er sich so verhält wie Larue, stellt er eine ungeheure Gefahr dar!«

»Nein!«, sagte Damona.

»Nein? Sie glauben nicht, dass er eine Allgemeingefahr ist?«

»Doch, das glaube ich schon. Ich halte es nur für falsch, die Polizei einzuschalten.«

Die Serviererin stand abwartend neben dem Tisch. Damona lächelte sie an.

»Bringen Sie dem Herrn noch einen Brandy, Miss. Und mir auch gleich einen!«

Das Mädchen ging zum Tresen zurück. Thompson starrte Damona verblüfft an.

»Ich verstehe Sie nicht ganz«, sagte er. »Wollen Sie, dass dieser Mendez weiterhin frei rumläuft und sich in aller Ruhe ein Opfer suchen kann wie Larue?«

»Das will ich selbstverständlich nicht. Ich bezweifle nur, dass die Polizei ihn daran hindern kann. Ein Mensch, der so gut wie unverwundbar ist, wird sich nicht so einfach festnehmen lassen. Wenn ihm die Polizei auf den Pelz rückt, ist er gewarnt. Er wird fliehen und dann irgendwo untertauchen. Wenn niemand weiß, wo er steckt, ist er noch viel gefährlicher. Und außerdem, Gordon… meinen Sie wirklich, dass Ihnen die Polizei Glauben schenken wird?«

»Das ist mir egal«, erwiderte der CDC-Verkäufer heftig. »In jedem Fall ist es meine verdammte Pflicht, die Polizei zu verständigen. Wenn dann etwas schiefläuft, ist das nicht meine Schuld! Und wie, zum Teufel, soll man dem Kerl sonst beikommen?«

Damona lächelte. »Ich werde mich um Alan Mendez kümmern!«

»Sie?«

»Ja!«

»Aber das ist doch lächerlich«, brauste der junge Mann auf. »Sie sind eine schwache Frau und…«

»Oh«, unterbrach ihn Damona, »immerhin bin ich ja wohl mit Roger Larue ganz gut fertig geworden, meinen Sie nicht?«

»Wie Sie das geschafft haben, ist mir immer noch ein Rätsel!«, entfuhr es Thompson spontan.

»Schwache Frauen haben auch ihre Stärken«, sagte Damona mit leichtem Spott.

Sie dachte natürlich nicht daran, ihm irgendetwas über ihre verborgenen Talente zu erzählen. Der einzige Mensch in der Welt, der darüber Bescheid wusste, war Mike Hunter. Abgesehen von einigen Abgesandten der finsteren Mächte ahnte niemand, dass sie die Tochter einer Hexe war. Und daran sollte sich auch in Zukunft nichts ändern. Sie würde alles tun, um ihr Geheimnis zu wahren.

Gordon Thompson grübelte sekundenlang vor sich hin, kam dann zu einem Entschluss.

»Es tut mir Leid, Damona«, sagte er energisch, »aber ich kann Ihren Vorschlag nicht akzeptieren. Ich werde die Polizei einschalten, ob Sie es nun wollen oder nicht!«

»Das werden Sie nicht tun, Gordon«, sagte Damona ganz ruhig.

»Wollen Sie mich etwa daran hindern?«

Genau das wollte Damona. Wenn es sein musste auch mit Mitteln, die nicht so ganz fair waren.

»Wie gefällt Ihnen Ihr Job bei der Cypress Developing Corporation, Gordon?«, fragte sie.

»Ausgezeichnet! Ich möchte keinen anderen haben.«

»Trotzdem sollten Sie aber langsam schon mal anfangen, sich einen neuen zu suchen!«

Thompson legte die Stirn in Falten. »Was soll das heißen?«

»Wenn Sie zur Polizei gehen, werden Sie noch heute von der CDC fristlos entlassen!«

Der junge Mann lachte. »Das soll ein Witz sein, nicht? Wie wollen Sie es anstellen…«

»Wissen Sie über die Besitzverhältnisse bei der CDC Bescheid?«, fragte Damona dazwischen.

»Sicher. Die Cypress Developing Corporation ist eine Tochtergesellschaft des englischen King Konzerns.«

»Sie sind gut informiert«, lobte Damona. »Dann wissen Sie sicherlich auch, wem der King Konzern gehört, oder?«

»Einen Mann namens James F. King«, antwortete Thompson, wurde dann aber nachdenklich. »Nein, warten Sie mal, der alte Herr ist ja vor kurzem gestorben. Der Konzern müsste also jetzt seinen Erben gehören. Er hatte eine Tochter, wenn ich mich nicht allzu sehr irre.«

»Und wie heißt diese Tochter?«

Gordon Thompson schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Jetzt reicht es mir«, sagte er ärgerlich. »Was sollen die ganzen Fragen? Sind wir hier bei ‘nem Quiz oder wie oder was?«

»Die Tochter James Fennimore Kings heißt Damona«, fuhr das

Mädchen ungerührt fort. »Nicht gerade ein alltäglicher Vorname, was? Geht Ihnen nicht langsam ein kleines Licht auf, Gordon?«

Thompson starrte sie an. Sie sah förmlich, wie sich die kleinen Rädchen hinter seiner Stirn drehten. Nicht vergeblich, wie sich schnell zeigte.

»Koenig«, sagte er gepresst. »Das ist die deutsche Übersetzung des Wortes King. Sie sind…«

»Erraten!«

Der junge Mann konnte es kaum glauben.

»Aber warum?«, fragte er fassungslos.

»Es hat sich schon so mancher König unters Volk gemischt, um die Gesinnung seiner Untertanen zu erkunden«, antwortete Damona lächelnd. »Inzwischen sehe ich jedoch keinen Anlass mehr, noch länger inkognito aufzutreten. Aber das nur nebenbei. Wie ist es also, Gordon – wollen Sie immer noch zur Polizei gehen?«

»Ziemlich unfair, was Sie hier mit mir machen. Da… Miss King«, stellte Thompson verkniffen fest.

»Sagen Sie ruhig weiter Damona zu mir, Gordon. Aber ich warte noch immer auf Ihre Antwort!«

»Sie sind der Boss«, knurrte der junge Mann.

***

Es war ein Schrecken ohne Ende.

Millicent Hall wusste gar nicht, wieso sie den Verstand noch nicht verloren hatte. Schon der wahnsinnige Ritt auf dem schuppigen Rücken des Krokodils hätte ausreichen sollen, sie über die Schwelle des Wahnsinns zu stoßen. Was aber nun geschah, würde sie ganz sicher nicht mit gesundem Verstand überstehen.

Wenn sie es überhaupt überstehen würde…

Der verbrecherische Roger Larue hatte sie mit seinem absurden Reittier tief in die Everglades hineingebracht und dann auf einer kleinen Schilfgrasinsel zurückgelassen. Stundenlang hatte sie Blut und Wasser geschwitzt, obgleich sie in dieser Zeit weder Mensch noch Tier bedroht hatten.

Dann war der Abend gekommen, und die Dunkelheit hatte die Sumpflandschaft wie mit einem riesigen, schwarzen Tuch zugedeckt. Eine weitere Stunde war vergangen. Und schließlich…

Es begann ganz langsam. Ein eigenartiger Geruch schwängerte plötzlich die Luft. Millicent Hall brauchte ein Weilchen, bis sie den Geruch – genauer gesagt – den Gestank – identifizieren konnte.

Schwefel!

Ja, es stank eindeutig nach Schwefel. Hart musste sie gegen den Brechreiz ankämpfen, der in ihrer Kehle aufstieg.

Aber das war nur der Anfang…

Lichtschein drang in ihre Augen. Ganz schwach zuerst, allmählich jedoch immer stärker werdend.

Es war weder ein Himmelskörper noch Feuer noch sonst eine herkömmliche künstliche Quelle für die Helligkeit verantwortlich. Der Lichtschein ging von nebelartigen Wolken aus, die plötzlich wie hingezaubert über der kleinen Insel hingen. Sie schienen buchstäblich aus dem Nichts gekommen zu sein.

Unheimliche, albtraumhafte Nebelwolken waren es. Sie blähten sich auf wie der Brodem eines Geysirs, schrumpften wieder zusammen, dehnten sich erneut aus. Und sie leuchteten in zahllosen giftigen Farben.

Unwillkürlich kauerte sich Millicent Hall ganz eng zusammen, kroch fast in den Grasboden hinein, um nicht mit tief hängenden Schwaden des Nebels in Berührung zu kommen.

Dann wurde ihr Aufmerksamkeit auf einmal von den Nebelwolken abgelenkt.

Nicht nur über der Insel selbst war es hell geworden. Auch die nähere Umgebung wurde von dem krankhaft strahlenden Lichtschein erfasst. Deutlich sah Millicent Hall den sumpfigen See, der ihre Insel von allen Seiten einschloss.

Sie erstarrte.

Der See wimmelte nur so vor Alligatoren. Zwanzig, dreißig große Echsen mochten es sein, die sich um die Insel geschart hatten. Das Erschreckendste an der Szene war jedoch nicht ihre Gegenwart als solche. Viel atemberaubender war ihre Verhaltensweise. Keiner der Alligatoren bewegte sich. Sie alle hatten die scheußlichen Schädel aus dem Wasser gehoben und starrten mit ihren großen Augen zu den wallenden Nebeln über der Insel empor.

Ein blasphemischer Gedanke kam Millicent Hall: ungefähr in der gleichen Weise blickten andächtige Gläubige auf den Priester in ihrer Kirche, wenn dieser am Altar eine Messe zelebrierte.

Und sie sah auch Roger Larue. Der verbrecherische Mensch saß auf einem Alligator und blickte wie die Bestien nach oben.

Auch Millicent Hall hob die Augen wieder.

Die leuchtenden Wolken waren noch dichter geworden als zuvor, bewegten sich jetzt auf ein gemeinsames Zentrum zu, ganz so als würde es sich um denkende Lebewesen handeln.

Dann nahmen die Schwaden auf einmal Konturen an, formten ein Gebilde, eine Gestalt.

Die Gestalt eines überdimensionalen, furchtbar aussehenden Krokodils!

Millicent Hall stöhnte auf. Sie konnte den Anblick des Ungeheuers, das aus Nebeln geboren war, kaum noch ertragen.

Noch deutlicher trat die Gestalt über der Insel jetzt hervor. Millicent

Hall erkannte, dass es Unterschiede zu einem echten Krokodil gab. Nicht nur war die Gestalt viel, viel größer. Auch die Form war anders. Dieses Nebelungeheuer kam ihr eher vor wie eine abartige Kreuzung zwischen Mensch und Krokodil. Der grässliche Schädel war der einer Echse, der Körper jedoch, obwohl mit schillernden Schuppen besetzt, ähnelte dem eines Menschen. Auch die vier Extremitäten ließen an Beine und Arme denken.

Und noch hatte der Wahnsinn seinen Höhepunkt nicht erreicht.

Millicent Hall hörte auf einmal Töne.

Töne, die von den Alligatoren kamen!

Es war eine Art irrwitzigen Gesangs, den sie von sich gaben. Fast hörte es sich menschlich an. Ein Wort konnte Millicent Hall sogar ganz deutlich verstehen: Gavabal!

Wahnsinn!, schoss es ihr durch den Kopf. Krokodile, die sangen wie ein Kirchenchor…

Wo war Roger Larue geblieben? Auch wenn er auf einem Krokodil ritt, so schien er ihr doch das einzige halbwegs normale Element in dieser Szenerie eine unbeschreiblichen Albtraums zu sein.

Sie sah ihn nicht mehr. Er war verschwunden. Sie, Millicent Hall, war nun der einzige Mensch weit und breit.

Wieder blickte sie empor zu der monströsen Wolkengestalt über der Insel.

Wolkengestalt?

Nein, es war keine halb durchsichtige, ätherische Gestalt aus Nebelschwaden mehr.

Das Ungeheuer hatte sich jetzt verwandelt, hatte eine in jeder Beziehung körperhafte Form angenommen.

Es lebte!

Es lebte genauso, wie sie lebte, und wie die Krokodile lebten!

Und es bewegte sich, schwebte langsam auf die Insel herab, kam genau auf Millicent Hall zu…

Gellend schrie sie auf, als sie der pestilenzartige Schwefelatem des Unholds traf, den nur die Hölle ausgespuckt haben konnte.

Ihr Schrei wurde zu einem entsetzten Wimmern, als das Ungeheuer seinen gewaltigen Rachen aufriss. Zwei Reihen von säbelgroßen Zähnen wurden sichtbar. In den riesigen Augen der Höllenbestie lag ein Ausdruck unvorstellbarer Grausamkeit und Mordlust.

Näher und näher kam der geifernde Rachen…

»Neeeeiiin!«, schrie Millicent Hall.

Zitternd vor Angst, Ekel und Entsetzen ließ sie sich auf die Knie fallen, faltete die Hände.

Aber es half ihr nichts.

Sekunden später war der furchtbare Rachen unmittelbar über ihr.

Die mörderischen Kiefer schnappten zu.

Millicent Hall sah, hörte und spürte nichts mehr.

***

Den schwarzen Stein ihrer Mutter ließ Damona King in ihrem Hotelzimmer zurück. Roger Larue hatte sie daran als Tochter der Magie erkannt. Mendez sollte es nicht so leicht haben, sie von vornherein als gefährliche Gegnerin einzustufen.

Mit einem Firmenwagen der Cypress Developing Corporation brachte sie Gordon Thompson zu seinem Domizil. Als der Wagen vor dem Steg seines Hausboots anhielt, war sie auf den ersten Blick leicht enttäuscht. Der CDC-Verkäufer hatte ihr zwar schon gesagt, dass er in eine »schwimmenden Burg« wohnte. Aber sie hatte sich das Ganze doch etwas komfortabler vorgestellt.

»Zahlt die CDC so niedrige Gehälter, dass Sie sich nichts Besseres leisten können?«, fragte sie.

Thompson lächelte. »Das Gehalt, das mir die CDC zahlt, ist in der Tat nicht berühmt. Ich lebe hauptsächlich von meiner Verkaufsprovision.«

»Dann müssen Sie ein verdammt schlechter Verkäufer sein!«

»Keineswegs. Ehrlich gesagt, verdiene ich sogar sehr gut. Aber ich wollte schon immer mal in einem Hausboot wohnen. Angeln, auf dem Deck sitzen und sich sonnen… Wissen Sie, was das für einen Mann heißt, der sein ganzes Leben nur zwischen tristen Betonklötzen zugebracht hat? Und die Nachbarschaft … nun ja, es sind nicht gerade Angehörige der oberen Zehntausend von Fort Myers, aber das stört mich nicht weiter.«

Das Argument mit den Betonklötzen überzeugte Damona. Auch sie hätte ihr Castle, das in die raue Bergwelt Schottlands eingebettet war, gegen keinen anderen Wohnsitz eingetauscht, und sei es auch das prächtigste Penthouse in einem Wolkenkratzer.

Als sie dann Thompsons Hausboot betrat, fand sie es auf Anhieb gemütlich und äußerst wohnlich. Ja, hier konnte man es durchaus aushalten.

Trotzdem erlebte sie jetzt noch eine größere Enttäuschung, eine Enttäuschung ganz anderer Art.

Alan Mendez war nicht da!

Gordon Thompson beruhigte sie.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Damona«, sagte er. »Der Kerl kommt mit ziemlicher Sicherheit zurück. Mendez ist ausgesprochen genusssüchtig. Wahrscheinlich säuft, frisst und… ähem … er irgendwo herum. Warten wir auf ihn!«

Sie warteten draußen auf der Bootsterrasse und nahmen ein paar Drinks dabei. Damona achtete darauf, dass ihr der Gastgeber nicht zu viel Alkohol hineinmixte. Wenn Alan Mendez kam, wollte sie im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sein.

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Sonne sank, es wurde Abend, und noch ein paar weitere Stunden vergingen.

Langsam bekam auch Thompson Bedenken.

»Vielleicht hat er inzwischen eine bessere Bleibe aufgerissen«, spekulierte er. »Oder aber er hat bereits sein Opfer gefunden und befindet sich längst auf dem Rückweg ins Geisterreich.«

Damona biss sich auf die Lippen. Wäre es nicht vielleicht doch vernünftiger gewesen, schon am Mittag die Polizei auf Alan Mendez zu hetzen? Wenn er seitdem eine Untat begangen hatte, würde sie sich das nie verzeihen können.

Dann war es dreiundzwanzig Uhr. Sie saßen jetzt längst nicht mehr auf der Terrasse, sondern hielten sich im Living Room auf. Damona war drauf und dran, zu gehen.

Da aber wurden draußen auf dem Steg Tritte hörbar.

»Er kommt!«, flüsterte Thompson.

Damona war noch nicht überzeugt. »Vielleicht ist es nur einer Ihrer Nachbarn, der ein besonders scharfes Messer geliehen haben möchte.«

Schnell aber stellte sich heraus, dass der CDC-Verkäufer Recht hatte. So selbstverständlich, als sei dies seine eigene Wohnung, betrat ein junger Mann den Living Room.

Er sah gut aus, dieser junge Mann. Athletisch, schwarzlockig, kantiges, aber gut geschnittenes Gesicht. Damona hätte ihn fraglos äußerst sympathisch gefunden, wenn da nicht einige Gründe gewesen wären, die solche Gedanken nur schlecht aufkommen ließen.

»Good Evening«, grüßte er freundlich. »Oh, ich sehe, Sie haben Besuch, Thompson. Wollen Sie mich nicht vorstellen?«

Thompson stellte Damona vor. Nicht als ein Mädchen, auf das er persönliche Absichten hatte, sondern als Kundin seiner Firma. So hatte er es vorher mit Damona besprochen.

Mendez lächelte sie an. »Freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Miss King.«

Er nahm ihre Hand und zelebrierte einen perfekten Handkuss. Dabei tauchte er seinen Blick tief in den ihren.

Damona war eine Frau. Sie hatte ein feines Gespür dafür, wenn ein Mann tief beeindruckt von ihr war. Im Falle Mendez' gab es da überhaupt keinen Zweifel. Er war beeindruckt, tief beeindruckt sogar. Seine Augen sprachen Bände, ließen allerdings nichts von jener nackten Gier erkennen, die sie bei Roger Larue so entsetzlich abstoßend gefunden hatte.

Mendez verfügte fraglos über eine große Portion Dreistigkeit, die er jedoch mit einem gewissen Charme überspielte. Ohne lange um Erlaubnis zu fragen, zog er sich einen Sessel heran und ließ sich zwischen Damona und Gordon Thompson nieder.

Eine unverbindliche Plauderei über dies und jenes, begleitet

natürlich von einigen unvermeidlichen Drinks, begann.

Zunächst kamen Damona leichte Zweifel, ob Alan Mendez wirklich ein »Mensch« von der Sorte Roger Larues war. Für ihren Geschmack wirkte er doch zu sympathisch, um mit bösen Menschen im Bunde zu sein. Nach und nach aber schwanden die Zweifel wieder dahin. Im Gespräch zeigte sich ganz deutlich, dass Mendez nur sehr unzureichend über die Geschehnisse in den letzten zweihundert Jahren informiert war. Er verstand es zwar, seine Wissenslücke sehr geschickt zu überspielen, konnte damit Damona jedoch nicht täuschen. Und als sie einmal, wie zufällig, das Gespräch auf die im Swamp verschwundene französische Einheit brachte, würgte er das Thema ganz schnell ab. Es war ihm sichtlich unangenehm. Ja, es sprach alles dafür, dass er zu jener Einheit aus dem Jahre 1762 gehört hatte!

Absprachegemäß zog sich Gordon Thompson bald in seine Schlafkammer zurück. Damona blieb allein mit Mendez im Livingroom sitzen.

Wie geplant wurde die Unterhaltung immer vertraulicher und privater. Ganz deutlich zeigte ihr Mendez, dass er mehr als freundschaftliche Gefühle für sie entwickelt hatte. Und auch Damona tat so, als ob er ihr nicht gleichgültig sei. Sie ließ es sogar zu, dass er sie küsste. Nur als er mehr wollte, wehrte sie ihn mit weiblichem Geschick ab. Mendez erwies sich als Gentleman der alten Schule und gab sich damit zufrieden. In keiner Weise wurde er aufdringlich oder gar zudringlich.

Als Mendez sie dann später für den nächsten Tag zu einer kleinen Ausflugsfahrt in die Everglades einlud, sagte sie nach kurzem – gespieltem – Zögern zu.

Sie hatte genau das erreicht, was sie an diesem Abend erreichen wollte.

Ob ihr das aber auch am anderen Tag gelingen würde… Damona konnte es nur hoffen.

Mit ziemlich gemischten Gefühlen blickte sie der »Ausflugsfahrt« entgegen.

***

Sie hatte mit Mendez besprochen, dass er sie nach dem Mittagessen im Hotel Okeechobee abholen sollte. Sie wartete auf ihn in der Empfangshalle.

Zunächst aber kam nicht Mendez, sondern Gordon Thompson.

Der junge CDC-Verkäufer war sichtlich nervös.

»Damona«, sagte er beinahe flehend, »haben Sie sich das alles auch richtig überlegt? Dieses… dieses Element hat Sie mit tödlicher Sicherheit als sein Opfer ausersehen!«

Fast gleichmütig nickte Damona. »Darauf bin ich vorbereitet! Schließlich habe ich ziemlich zielstrebig darauf hingearbeitet.«

»Aber warum? Warum nur?«

»Das habe ich Ihnen bereits gestern gesagt, Gordon. Ich will herausfinden, was hinter diesem ganzen Spuk steckt. Und das kann ich nicht hier in Fort Myers, sondern nur an Ort und Stelle – in den Everglades.«

»Ja, ja, das begreife ich schon. Aber warum gerade Sie, Damona? Es wäre Sache der Polizei, den Dingen auf den Grund zu gehen!«

Aus seiner Sicht gesehen, hatte Thompson damit sicherlich nicht Unrecht. Damona sah die Dinge jedoch anders. Am Vorabend ihres Todes hatte sie ihrer Mutter versprochen, die Mächte des Bösen zu bekämpfen, wann auch immer sie ihr entgegentraten. Und sie war fest entschlossen, dieses Versprechen zu halten.

Natürlich sagte Thompson nichts davon, sondern kam ihm mit einigen Ausflüchten, die in der Tat nicht sehr überzeugend klangen.

Schließlich sah sie sich gezwungen, wieder den »Boss« herauszukehren, der selbst entscheidet, was er zu tun und zu lassen hat.

Wohl oder übel musste sich Thompson damit zufriedengeben.

»Und nun gehen Sie, Gordon«, forderte sie ihn schließlich auf.

»Mein Infanterist aus dem achtzehnten Jahrhundert kann jeden Augenblick kommen!«

Geknickt verabschiedete sich der CDC-Verkäufer. Deutlich war ihm anzusehen, dass er nicht damit rechnete, seine höchste Chefin jemals wiederzusehen.

Wenig später kam Alan Mendez. Ganz lässig betrat er die aufwändig ausgestattete Hotelhalle. Er trug noch immer die saloppe und inzwischen nicht mehr ganz saubere Kleidung, die er von Thompson bekommen hatte. Aber es schien ihm nicht das Geringste auszumachen, dass er in diesem Aufzug ins Okeechobee passte wie ein Eisbär in die Wüste Sahara.

Sein Benehmen war dennoch tadellos, wie er mit einem abermaligen formvollendeten Handkuss bewies. Vermutlich war er kein einfacher Rekrut, sondern Offizier in der Einheit Hauptmann Larues gewesen.

»Gehen wir, Damona?«

Sie gingen.

Damona gab sich heiter und gelöst, fühlte sich jedoch alles andere als wohl in ihrer Haut.

Um sich nicht zu verraten, hatte sie den Stein ihrer Mutter wieder im Hotel zurückgelassen. Sie brauchte ihn nicht unbedingt, denn sie war nicht auf Vanessas Warnungen angewiesen. Schließlich kannte sie die Gefahr selbst. Trotzdem kam sie sich ohne die gewohnte Kette am Hals irgendwie nackt vor.

Wie sie den Gefahren, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf sie zukommen würden, begegnen sollte, wusste sie jetzt noch nicht zu sagen. Sie baute darauf, dass ihre magischen Fähigkeiten erwachten, wenn es darauf ankam.

Abwarten und Tee trinken, sagte sie sich als typische Bürgerin Englands.

Mendez führte sie zum Caloosahatchee River, etwas außerhalb der Stadt. In einiger Entfernung konnte sie die Hausboote erkennen, unter denen sich auch das Gordon Thompson befand.

Sie fragte sich, wie sich Mendez den Ausflug vorgestellt hatte. Mit einem Paddelboot, das er irgendwo heimlich entwendet hatte?

Es zeigte sich, dass sie ihn unterschätzt hatte. In einer kleinen Bucht schaukelte ein Motorboot im Wasser. Es verfügte nur über ein paar PS und sah auch schon reichlich vergammelt aus, aber es sprach für sein Selbstbewusstsein, dass er sich überhaupt an ein nicht manuell betriebenes Gefährt herangetraut hatte.

Galant half er ihr ins Boot, kletterte selbst hinein. Dann aber bekam er Probleme. Er drehte den Zündschlüssel herum und wunderte sich sichtlich, dass sich trotzdem nichts tat. Vermutlich hatte er dem Eigentümer des Bootes zugesehen, wie dieser den Motor abschaltete, und war davon ausgegangen, dass man ihn auf die gleiche Weise auch wieder anstellen könne. Stirnrunzelnd fummelte er am Schlüssel herum.

Unwillkürlich musste Damona lächeln. Motorbootfahren war im Jahr 1762 wohl noch nicht so recht in Mode gewesen.

»Ich würde mal da ziehen«, sagte sie und zeigte auf den Anlasser.

Er reagierte gut. Ärgerlich – scheinbar, natürlich – tippte er sich gegen die Stirn.

»Selbstverständlich – wo habe ich nur wieder meine Gedanken!«

Ein paar Augenblicke später lief der Motor. Mit Gas und Steuerung kam er als intelligenter Mensch auch ohne Übung zurecht. Mit einem beinahe jungenhaften Grinsen steuerte er das Boot der Flussmitte entgegen.

Damona konnte sich nicht helfen – sie fand ihn *doch* sympathisch. Fast musste sie sich zwingen, ihn als das zu sehen, was er wirklich war. Als einen Vertreter böser Mächte mit perfiden und mörderischen Absichten!

Die Geschwindigkeit des Bootes hielt sich erwartungsgemäß in engen Grenzen. Mehr als zehn bis zwölf Meilen in der Stunde gab der alte Schrottkübel nicht her. Trotzdem hätte es unter normalen Umständen eine wirklich reizvolle Ausflugsfahrt werden können.

Eine strahlende Sonne stand an einem ebenso strahlend blauen Himmel. Der Fahrtwind sorgte für angenehme Kühlung. Das Wasser des Caloosahatchee, zwar auch nicht ganz sauber, aber doch bei

weitem nicht so hoffnungslos verseucht wie beispielsweise die Themse, glitt wie ein fließender blauer Teppich vorbei. Und Alan Mendez plauderte recht amüsant. Immer wieder musste sich Damona ins Gedächtnis rufen, dass es sich nicht um eine friedliche Spritztour handelte.

Andere Boote, Ruderboote, Segler, Motorboote und auch vereinzelte Lastkähne, kamen entgegen und überholten auch. Noch bestand wohl keine Gefahr für Damona.

Das konnte jedoch bald anders werden…

Alan Mendez steuerte das Boot jetzt in einen kleinen Nebenfluss des Caloosahatchee, der von rechts kam.

Aus den Everglades!

Damona ließ sich nicht anmerken, dass sie äußerst wachsam geworden war. Und auch Mendez gab sich nach wie vor als zurückhaltender, verliebter Galan.

Das Flüsschen wand sich durch die Landschaft, die immer mehr den Charakter der grünen Wildnis annahm, die sie gestern überflogen hatte. Bald gabelte sich der kleine Fluss zum ersten Mal, kurz darauf zum zweiten und dritten Mal. Jetzt konnte von einem Fluss im eigentlichen Sinne nicht mehr die Rede sein. Er war zu einer Einheit mit einem Gewirr von Seen und Wasserläufen geworden, die Landflächen umschlossen oder zu Sumpfgebieten verkümmerten.

Flora und Fauna des Big Cypress Swamp entfalteten ihre ganze farbige Pracht. Eine vielfältige Geräuschkulisse begleitete die Fahrt des Bootes, drängte das Tuckern des Motors ganz in den Hintergrund.

Scheinbar nur spontanen Eingebungen folgend, lenkte Alan Mendez das kleine Wassergefährt zwischen den Inseln hindurch. Aber Damona war sich eigentlich ganz sicher, dass er sehr wohl ein bestimmtes Ziel im Auge hatte.

Plötzlich tauchten mehrere Alligatoren neben dem Motorboot auf.

Damona konnte ein gewisses Erschrecken nicht verbergen. Seit Larue von einem Herrn der Krokodile geredet, und sie mehrere der großen Echsen nach dem Kampf mit dem Schnauzbärtigen so unheimlich angestarrt hatten, flößten ihr die Tiere schwerstes Unbehagen ein.

Und das galt auch für die Alligatoren, die das Motorboot jetzt regelrecht begleiteten. Sie benahmen sich auch sonst noch reichlich ungewöhnlich. Einer von ihnen hob, ohne sein Schwimmtempo dabei herabzusetzen, den Schuppenschädel aus dem Wasser und gab eigentümliche Laute von sich.

Damonas Unbehagen wuchs und wuchs. Hatte sie nicht mal gelesen, dass Krokodile absolut stumm waren?

Schließlich tauchten die begleitenden Krokodile unter und verschwanden aus dem Blickfeld.

Unmerklich atmete Damona auf.

Aber nur für einen kurzen Augenblick. Dann sah sie das Gesicht Alan Mendez'.

Es hatte sich völlig verwandelt. Nichts mehr war geblieben von der heiteren, freundlichen, verliebten Miene. Es war jetzt verzerrt; wirkte wild und… böse.

Ein bohrender Blick traf Damona.

»Du hast mich schmählich hintergangen, Hexe!«, zischte er.

Damona glaubte nicht recht zu hören.

Hexe!

Woher wusste er es? Sie hatte den Stein ihrer Mutter nie in seiner Gegenwart getragen. Und jetzt schon gar nicht. Wieso also…

Ein erschreckender Gedanke kam ihr.

Die Alligatoren!

Waren sie es etwa gewesen, die Alan Mendez vor ihr gewarnt hatten?

Sie räusperte sich, quälte sich ein Lächeln ab, von dem sie gleich wusste, dass es gezwungen wirken musste.

»Hexe? Was soll…«

»Spare dir deine Lügen und Ausflüchte!«, fuhr ihr Mendez über den Mund. »Ich weiß jetzt ganz genau über dich Bescheid! Du hast diese Fahrt nicht mit mir unternommen, weil du in mich verliebt bist. Du bist nur mitgekommen, um mich zu verderben!«

Wieder wollte sie etwas sagen, aber er ließ sie gar nicht zu Wort kommen.

»Schweig!«, donnerte er. Er schien nachzudenken, sprach dann weiter: »Eins solltest du wissen, Hexe! Ich war auf diesem Ausflug völlig reinen Herzens, folgte nur meiner menschlichen Natur. Ich wollte einen letzten unbeschwerten Tag mit dir verleben und dich dann zurückbringen in die Stadt! Nun aber…«, sein Blick wurde stechend und grausam, »… wird dich ein Schicksal ereilen, für das ich dich gar nicht vorgesehen hatte!«

Irgendwie berührten diese Worte Damona. Stimmte das, was er sagte? War er auf dem Trip tatsächlich nur… Mensch gewesen?

Schnell wurde sie sich darüber klar, dass es im Grunde genommen keine Rolle spielte. Jetzt jedenfalls zeigte er seine wahre Natur. Jetzt war er genau wie Larue – ein Diener des Bösen! Und sie wusste auch ganz genau, was er mit den Anspielungen auf ihr Schicksal gemeint hatte.

Er wollte sie opfern!

Gavabal, dem Herrn der Krokodile – wer auch immer das war…

Damona war zornig auf sich selbst. Warum zitterte sie? Hatte sie nicht genau das erreicht, was sie wollte?

Aber so sehr sie sich das auch einredete, die Angst, die sich in ihrem Herzen festgesetzt hatte, wollte nicht weichen. Wie gebannt saß sie neben Mendez. Selbst wenn es ihre Absicht gewesen wäre, jetzt etwas

gegen ihn zu unternehmen, wäre es ihr nicht möglich gewesen.
Im Augenblick jedenfalls nicht…
Mendez nahm einen Kurswechsel vor und lenkte das Motorboot tiefer in das Gewirr der grünen Wildnis hinein.

***

Langsam aber sicher überwand Damona King die Nervenkrise, die über sie gekommen war. Sie gab sich keinen Illusionen hin, wusste recht gut, dass sie weit davon entfernt war, die Situation zu beherrschen. Aber sie zitterte wenigstens nicht mehr und konnte auch wieder zusammenhängend denken.
Sie versuchte mit Alan Mendez zu reden. Ihr Ziel war es, mehr über den ganzen Spuk herauszufinden. Alles, was sie bisher wusste, stützte sich nur auf die Andeutungen Roger Larues und auf das, was sie sich selbst zusammengereimt hatte.
Der Versuch scheiterte kläglich. Mendez erwies sich als nicht ansprechbar. Mit finsterer Miene hockte er auf dem Fahrersitz und brütete vor sich hin. Er schien gar nicht mitzubekommen, dass sie auf ihn einredete.
Ein Königreich für seine Gedanken!, fuhr es Damona durch den Kopf. Sie ahnte, dass das Talent, die Gedanken anderer zu lesen, in ihr schlummerte. Aber sie wusste nicht, wie sie dieses schlafende Talent wecken sollte. Und deshalb nutzte es ihr gar nichts.
Sie stellte ihre Bemühungen, Mendez zum Sprechen zu bringen, ein. Es hatte keinen Zweck. Ganz offensichtlich hatte er sich vorgenommen, sie total zu ignorieren. Dagegen war kein Kraut gewachsen.
Das Boot kurvte weiter durch die verwirrende, immergrüne Landschaft. Es sah überall anders aus, in gewisser Weise aber doch immer wieder gleich. Sie fragte sich, wie es Mendez schaffte, sich zu orientieren. Dass er seinen Weg sehr wohl kannte, stand für sie außer Frage. Zu zielstrebig lenkte er das Motorboot die verschlungenen Pfade entlang.
Plötzlich geschah etwas, womit Damona im Traum nicht gerechnet hätte.
»Flieh, Damona flieh!«
Die Stimme Vanessas!
Schwach, ganz schwach war sie in Damonas Bewusstsein gedrungen und hatte sich sofort wieder verflüchtigt. Dennoch musste eine ungeheure Intensität dahinter gesteckt haben. Sonst wäre Damona gar nicht in der Lage gewesen, sie ohne ihren schwarzen Stein zu empfangen.
Damonas Gedanken jagten sich.
Ihre Mutter hatte sie nicht gewarnt, sondern sie ganz entschieden

aufgefordert, das Weite zu suchen. Das konnte nur eins bedeuten: Sie ging einer Gefahr entgegen, von der Vanessa ganz genau wusste, dass sie unter keinen Umständen damit fertig werden würde. Wenn sie also ruhig an der Seite von Alan Mendez blieb, kam das einer Fahrt in das sichere Verhängnis gleich. Demnach war Flucht ihre einzige Rettung.

Sie warf einen kurzen, schnellen Seitenblick zu Alan Mendez hinüber.

Nach wie vor saß er düster hinter dem Steuer. Kein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht. Ganz offensichtlich ahnte er nichts von der Botschaft, die sie erhalten hatte.

Damona überlegte. Fraglos rechnete Mendez nicht damit, dass sie einen Angriff auf ihn unternehmen würde. Wenn sie das nun doch tat – ganz schnell und überraschend?

Sie verwarf den Gedanken wieder. Selbst wenn sie ihm ins Steuer fiel oder auf ihn einschlug, waren ihre Erfolgsaussichten verschwindend gering. Alan Mendez war körperlich viel stärker als sie und würde in einem Handgemenge in jedem Fall die Oberhand behalten, selbst wenn das Überraschungsmoment auf ihrer Seite war. So ging es also nicht.

Eine andere Idee ging ihr durch den Kopf. Diese Idee lebte hauptsächlich von einer List, stellte aber trotzdem hohe Anforderungen an ihre körperlichen Fähigkeiten.

Sekundenlang überlegte sie, kam aber immer wieder auf dieselbe Idee zurück.

Ja, sie würde es wagen. Da ihre magischen Talente zurzeit wieder wie verschüttet waren, blieb ihr im Grunde genommen gar keine andere Wahl.

Damona zögerte nicht lange, den einmal gefassten Plan in die Tat umzusetzen.

Ruckartig sprang sie von ihrem Sitz auf. Erwartungsgemäß reagierte Alan Mendez sofort. Sein Körper spannte sich.

»Sofort wieder hinsetzen!«, befahl er barsch.

Damona dachte nicht daran, blieb stehen.

Mendez nahm eine Hand vom Steuer und griff nach ihr, wollte sie wieder auf den Sitz zerren. Aber Damona wich ihm geschickt aus.

Mit einem Satz stand sie auf der Heckverkleidung des Motorboots, außer Reichweite seiner Arme.

Ihre Stellung war äußerst kritisch. Der Fahrtwind pfiff ihr um die Ohren. Und da das Boot nicht wie ein Brett auf dem Wasser lag, sondern auf und ab hüpfte, hatte sie die allergrößte Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren. Zum Glück fuhr Mendez im Augenblick geradeaus. Wenn er in eine Kurve ging, würde sie die Fliehkraft höchstwahrscheinlich ins Wasser schleudern.

Dazu wollte es Alan Mendez nicht kommen lassen. Er nahm Gas weg, verringerte die Fahrtgeschwindigkeit des Bootes. Dann ließ er das

Steuer los und sprang ebenfalls hoch, um sie zurückzuholen.
Auf diesen Moment hatte Damona gewartet. Sie sprang Mendez an wie ein Tiger, ansatzlos und völlig überraschend. Damit hatte Mendez nicht gerechnet. Er konnte nicht vermeiden, dass sie ihn mit beiden Fäusten gegen die Brust stieß.
Er schwankte, setzte einen Fuß auf den Fahrersitz, um die Balance zurückzugewinnen.
Damona hinderte ihn daran. Erneut gab sie ihm einen Stoß.
Gleichzeitig versetzte sie ihm einen Tritt gegen das Standbein.
Das genügte. Mendez verlor endgültig das Gleichgewicht. Wild ruderte er mit den Armen in der Luft umher, konnte sich aber trotz aller Bemühungen nicht halten. Er kippte hintenüber und ging über Bord. Klatschend schlug das Wasser über ihm zusammen.
Damona sprang auf den Fahrersitz, packte das Steuer und gab Vollgas.
Das Boot schoss zwar nicht nach vorne, entfernte sich aber doch einigermaßen zügig.
Als Damona einen schnellen Blick über die Schulter zurückwarf, war Alan Mendez bereits rund fünfzig Yards vom Boot entfernt.

***

Damona wusste recht gut, dass sie noch lange nicht aus den Schwierigkeiten heraus war. Im Gegenteil, die Schwierigkeiten fingen jetzt erst richtig an.
Die Steuerung des Bootes bereitete ihr keine Probleme. Nur wohin sie das Wassergefährt eigentlich steuern sollte, war ihr vollkommen unklar. Es führte kein Weg daran vorbei: Sie war regelrecht im Wasser- und Inselgewirr des Big Cypress Swamp gefangen. Sie hatte nicht die geringste Erinnerung an die Route, die Alan Mendez eingeschlagen hatte. Ihre einzige Orientierungshilfe war die Sonne, die dem westlichen Horizont entgegenstrebte.
Auf gut Glück versuchte sie, den Rückweg zu finden.
Sehr schnell merkte sie jedoch, dass noch zahlreiche andere Tücken auf sie warteten. Kaum eine Minute war vergangen, seit sie Mendez aus dem Boot befördert hatte, da stieß sie auf das erste schwere Hindernis, mit dem die Götter den Rückweg gespickt hatten.
Sie geriet mit dem Boot in eine Untiefe, die sie vorher überhaupt nicht erkennen konnte. Unter grausamer Geräuschentwicklung Schrammte der Kiel über den kalkigen Untergrund, der an dieser Stelle nur mit eine Wasserschicht von wenigen Inch bedeckt war.
Das Boot saß fest!
Damona weinte fast vor Wut, sagte sich aber, dass sie jetzt unter gar keinen Umständen die Nerven verlieren durfte.
Sie sprang in das knöcheltiefe Wasser und stemmte sich mit aller

Kraft gegen den Bug des Bootes. Die Anstrengung ließ sie fast ohnmächtig werden. Und als sie schon glaubte, dass es ihr nie gelingen würde, das Boot wieder flott zu kriegen, drang wieder das ratschende Geräusch an ihr Ohr. Der Kiel löste sich vom Boden, lag wieder im Wasser.

Schwer atmend kletterte Damona auf den Sitz zurück und nahm neue Fahrt auf. Dabei war sie eigentlich jederzeit darauf gefasst, in wenigen Augenblicken bis zu den Knien im Wasser zu sitzen. Aber dieser unglückliche Umstand trat dann doch nicht ein. Das Boot hatte kein Leck bekommen.

Wenig später fuhr sie in die nächste Falle. Diesmal war es ein Sumpfstück, in das sie das Boot hineinmanövrierte.

Wieder musste sie nach draußen… und sank gleich bis zu den Oberschenkeln ein. Ein zusätzlicher Schreck durchzuckte sie, als etwas Kaltes ihre Hüfte berührte. Aber es war nur ein schillernd bunter Fisch, der schnell davonschoss.

Diesmal gelang es ihr ziemlich rasch, das Boot aus der Klemme zu befreien und wieder ins Fahrwasser zurückzulenken. Aber sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie lange sie brauchen würde, aus dem Swamp herauszukommen, wenn das so weiterging. Ganz abgesehen von ihrer Wegunkenntnis…

Die nächsten tausend Yards legte sie zurück, ohne irgendwo anzuecken.

Dann aber tauchte etwas auf, das ihren Körper mit einer Gänsehaut überzog.

Alligatoren!

Vier, nein, fünf Echsen waren es, die links und rechts vom Boot herschwammen und keine Mühe hatten, sich der Geschwindigkeit des Gefährts anzupassen.

Damona hatte den albtraumhaften Eindruck, dass es den Begleitern Spaß bereitete, sie durch ihre Begleitung in Angst und Schrecken zu versetzen.

Ganz plötzlich hörte der Spaß auf…

Eins der Krokodile stieß mit seinem mächtigen Schädel seitlich gegen das Boot. Sofort hatte Damona Probleme mit der Steuerung.

Da kam schon der nächste wuchtige Stoß, gefolgt von einem zweiten, einem dritten, einem vierten…

Damona verlor fast die Kontrolle über das Boot. Es wurde von einer Seite zur anderen geschleudert, drehte sich im Kreis, schaukelte wie wild. Es kenterte wahrscheinlich nur deshalb nicht, weil Damona geistesgegenwärtig Gas weggenommen hatte.

Und schon wieder wuchtete sich einer der teuflischen Alligatoren gegen die Wandung. Das Schwanken des Bootes wurde bedrohlich.

Damona war nüchtern und intelligent genug, um zu erkennen, dass

ihre Flucht praktisch beendet war. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis die schuppigen Ungeheuer das Boot zum Kentern gebracht hatte. Und dann… Die Vorstellung, zwischen die Alligatoren mit ihren zähnestarrenden Rachen zu fallen, ließ Übelkeit in ihr aufsteigen.

Eine kleine Chance sah sie noch. In knapp hundert Yards Entfernung sah sie eine kleine Bauminsel. Wenn sie diese erreichte, konnte sie vielleicht ihr Leben retten. Für den Augenblick jedenfalls.

Als der Bug des Bootes auf die Insel zeigte, gab sie Vollgas. Das überraschte die Krokodile etwas. Damona gewann einen kleinen Vorsprung vor den Bestien. Und dieser genügte ihr, bis zu den Bäumen zu gelangen.

Sie verzichtete darauf, ordnungsgemäß »vor Anker« zu gehen.

Dazu blieb ihr auch gar keine Zeit, denn die Alligatoren hatten fast schon wieder zu ihr aufgeschlossen. Deshalb nahm sie nur Gas weg und sprang dann während der Fahrt aus dem Boot.

Ihr Sprung war gut berechnet. Sie erreichte das Ufer der kleinen Insel, schlug auf dem Erdboden auf, rollte sich geschmeidig ab und kam wieder auf die Füße.

Gerettet?

Nein!

Die Krokodile, alle fünf, waren ihr unerbittlich auf den Fersen.

Schon schoben sie sich aus dem Wasser, schickten sich an, an Land zu kriechen. Das taten sie so zielstrebig, als seien sie es gewohnt, Menschen zu verfolgen und einzukreisen.

Damona graute es vor ihnen. Sie flüchtete ins Innere der Insel.

Weit kam sie dabei allerdings nicht. Der Durchmesser des Eilands betrug nicht mehr als fünfzig Yards.

Aber Damona gab noch nicht auf. Die Insel war dicht mit Weiden bewachsen. Sie suchte sich den Baum mit dem dicksten Stamm aus und kletterte gehetzt an ihm hinauf. Als sie sich dann auf eine Astgabel zusammenkauerte, glaubte sie, endlich vor den Nachstellungen der Bestien sicher zu sein.

Diese Annahme entpuppte sich jedoch als tragischer Irrtum.

Die Untiere kamen bereits, versammelten sich unter Damonas Baum. Sie reckten die Schädel hoch und starrten zu ihr empor. Noch fühlte sich Damona geborgen.

»Kommt doch und holt mich, ihr Scheusale!«, rief sie den Bestien zu und lachte böse auf.

Dann aber verging ihr das Lachen…

Einer der Alligatoren ließ seinen mächtigen Schwanz gegen den Stamm krachen.

Der Baum bebte.

Damona musste sich krampfhaft festhalten, um nicht wie ein reifer Apfel abgeschüttelt zu werden.

Der nächste Schwanzhieb peitschte die Weide, ließ den Stamm erneut erzittern.

Dann ging es Schlag auf Schlag – im wahrsten Sinne des Wortes.

Dieser Brachialgewalt war der Baum nicht gewachsen. Er ächzte, als würde er echte Schmerzen spüren. Kurz darauf splitterte sein Holz.

Der Stamm brach.

Und Damona King stürzte nach unten, fiel mitten unter die Alligatoren.

Entsagungsvoll schloss sie die Augen.

Aus und vorbei!, dachte sie. Dann schweiften ihre Gedanken ab.

Nach England, zu Mike Hunter.

Aber es gab keine mörderischen Zähne, die sich fetzend und reißend in ihren Körper bohrten. Stattdessen hörte sie eine scharfe Männerstimme.

»Steh auf, Hexe!«

Alan Mendez stand vor ihr.

Wie um seine Anerkennung auszusprechen, klopfte er einem der Alligatoren auf die gepanzerte Schulter.

»Darf ich dir einen gemeinsamen Freund vorstellen, Hexe?«, sagte er mit einem bösen Lächeln. »Hauptmann Roger Antoine Larue!«

***

Der Schock saß tief in Damona King.

Vieles, ja beinahe alles hätte sie erwartet, nur dies nicht. Die Soldaten der verschollenen französischen Einheit lebten nicht als Geister weiter, sondern als Krokodile!

Eine wahrhaft teuflische Macht aus den Dimensionen der Hölle musste dieses unheilige Wunder bewirkt haben.

Welche Macht?

Ein Name drängte sich in Damonas Bewusstsein: Gavabal, der Herr der Krokodile…

Und nun sah es ganz danach aus, als ob sie Gavabal bald kennen lernen würde.

Sie war gefangen. Zwei der Alligatoren als Reittiere benutzend, hatte Alan Mendez sie auf eine andere Insel gebracht. Diese Insel war völlig baumlos und wurde ringsum von verhältnismäßig tiefem Wasser eingeschlossen. Und dort, wo das Wasser aufhörte, erstreckte sich ein Streifen Sumpfland. Es gab kein Entkommen von dieser Insel.

Mendez und die ehemals menschlichen Krokodile waren sich ihrer sicher und hatten sie allein gelassen. Inzwischen kündigte sich die Dämmerung mit rosafarbenen Himmelstreifen an. Und dann, wenn die Sonne gesunken war, würde sich vermutlich ihr Schicksal erfüllen. Von ihrer Mutter wusste sie, dass die Abgesandten des Bösen ihre unseligen Taten vorzugsweise in der Dunkelheit zu begehen pflegten,

ganz so, als ob sie das Licht des Tages scheuten.
Damona hatte mit ihrem Leben abgeschlossen. Gesenkten Hauptes, aber gefasst wanderte sie über die Insel, die ihr zum Gefängnis geworden war.
Und dabei machte sie eine entsetzliche Entdeckung nach der anderen. Im kniehohen Schilfgras fand sie zahlreiche stumme Gegenstände, die von barbarischen Verbrechen zeugten.
Zerfetzte, zum Teil blutbesudelte Kleidungsstücke, Uhren, Taschenmesser, Geldscheine, Schmuck…
Eins der Schmuckstücke, die wie weggeworfen auf der weichen Erde lagen, erkannte sie wieder. Ein Diadem aus Platin. Sie hatte es gestern Abend noch gesehen. Am Hals von Mrs. Hall…
Jetzt wusste sie auch, wo sich ihr eigenes Schicksal erfüllen würde: hier auf dieser Insel!
Ihr Schatten im Schilfgras wurde länger. Der Tag ging zu Ende.
Damonas letzter Tag…
Ein Geräusch wurde in ihrem Rücken hörbar. Langsam drehte sie sich danach um. Sie war müde geworden und sah keinen Sinn mehr in hektischen, gehetzten Bewegungen.
Sie sah Alan Mendez, der gerade aus dem Wasser kletterte und auf sie zukam.
Schade, dachte sie. Er hätte ihr sympathisch sein können, wenn er noch ein richtiger Mensch gewesen wäre. So jedoch…
Sie wandte sich ab, wollte die hasserfüllten Worte, die vermutlich gleich zwischen seinen Lippen hervorsprudeln würden, gar nicht hören.
Aber sie täuschte sich, täuschte sich sogar sehr. Alan Mendez, dessen richtiger Name eins Alain gelautet hatte, war nicht gekommen, um Hass über sie auszugießen.
Im Gegenteil…
Er fiel vor ihr auf die Knie, umfasste ihre Füße und küsste sie, erst den linken, dann den rechten.
»Verzeih mir, Damona«, sagte er mit leiser, leicht zitternder Stimme, »ich wusste nicht, was ich tat!«
Damona war zutiefst verblüfft. Mit gekräuselter Stirn blickte sie auf ihn hinab. Sie verstand nicht. Wollte er sich etwa über sie lustig machen, so wie sich auch Roger Antoine Larue über sie lustig gemacht hatte?
Nein, es sah nicht danach aus. Feucht glitzerte es in seinen Augen.
Und Damona war sich ziemlich sicher, dass es kein Seewasser war, was dort glitzerte.
Sie war verwirrt.
»Setz dich zu mir«, flüsterte Mendez. »Es ist nicht nötig, dass uns jemand sieht.«

Jemand, hatte er gesagt.

Damona fand es immer noch aberwitzig, dass Krokodile als »jemand« bezeichnet werden mussten, folgte aber seiner Aufforderung und ließ sich ebenfalls auf dem Grasboden nieder. Die hohen Halme boten in der Tat Schutz gegen zudringliche Blicke.

»Was wollen Sie?«, fragte Damona. Ihre Stimme klang schroffer, als sie eigentlich beabsichtigt hatte. »Soll ich Ihnen verzeihen, dass Sie mich hierhergeschleppt haben, um mich als Opfer darzubringen? Ist es das?«

»Ja«, sagte Alain Mendez. »Ich weiß, dass es ein Verbrechen war. Aber ich bin bereit, dafür zu büßen.«

»Warum? Woher kommt auf einmal diese Erkenntnis?«

»Weil ich mir inzwischen darüber klar geworden bin, dass ich dich liebe, Damona!«

Seine Worte erstaunten Damona.

»Ein Alligator, der einen Menschen liebt?«, entfuhr es ihr spontan.

»Ich bin ein Mensch«, sagte Alain Mendez heftig. »Auch wenn ich zweihundert Jahre meines Lebens als Krokodil zugebracht habe!«

Die Leidenschaftlichkeit seiner Worte ging nicht spurlos an Damona vorbei. Auf einmal, verrückt wie es auch sein mochte, tat Mendez ihr Leid.

»Wie ist es dazu gekommen?«, fragte sie und wunderte sich selbst ein bisschen darüber, wie weich ihre Stimme plötzlich klang.

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Mendez schleppend.

»Erzählen Sie sie mir, Alain!«

»Ja«, sagte Mendez, »ich werde es erzählen.«

Er setzte sich ins Gras, verschränkte die Hände auf dem Rücken und blickte zum immer dunkler werdenden Himmel empor. Dann erzählte er seine Geschichte.

»Es war, wie du schon weißt, im Jahre 1762«, begann er. »Der Indian und French War – so wurde er später genannt – zwischen Briten und Franzosen war auf dem Höhepunkt. Und es stand nicht gut für die Armeen der Grande Nation. Niederlage folgte auf Niederlage. Auch die Dritte Armee, der ich als Leutnant angehörte, blieb nicht verschont. In einer mörderischen Schlacht am Strande des Golfs von Mexiko wurde sie von den Briten geschlagen und in kleine Einheiten zersprengt, die in wilder Flucht davonstoben. Die Einheit, in der ich mich befand, und die von Hauptmann Larue befehligt wurde, floh in die Sümpfe. Kannst du mir noch folgen, Damona?«

Das Mädchen nickte. Bis jetzt hatte sie noch nichts gehört, was sie nicht ohnehin schon wusste.

Mendez fuhr fort: »Aber auch in den Sümpfen erging es uns nicht besser. Von Verletzungen, Krankheit und eine wilden, ungezügelten Natur bedroht, waren wir dem Untergang geweiht. Da erschien uns,

auf eben dieser Insel hier, die sein Heiligtum ist, der gewaltige Dämon Gavabal. Gavabal unterbreitete uns ein Angebot, das uns damals höchst verlockend erschien. Er wollte uns vor dem sicheren Tode retten, wollte uns sogar zu ewigem Leben verhelfen, wenn wir seine Diener würden. Begeistert sagten wir zu. Und Gavabal verwandelte uns in Krokodile, die eine Lebensdauer von Äonen haben. Alle dreiunddreißig Jahre, immer dann, wenn die magischen Zeichen günstig stehen, gewährt er uns die Gnade, für wenige Tage wieder zu Menschen zu werden.«

»Und für diese so genannte Gnade verlangt er einen hohen Preis«, vermutete Damona scharfsinnig.

»So ist es. Wir mussten ihm geloben, ihm nach jeder vorübergehenden Menschwerdung ein Opfer zu bringen – einen Menschen, den er in seiner unersättlichen Gier mit Haut und Haaren vernichtet.«

Damona schüttelte sich.

»Ja«, sagte Mendez, »es ist grausam. Aber ein denkender, fühlender Mensch, der dreiunddreißig Jahre im Körper einer Echse eingesperrt ist, tut vieles, um wieder einmal er selbst sein zu dürfen. Der Charakter verändert sich. Man wird egoistisch und hart gegen die anderen, gegen die Menschen, die ihr ganzes Leben in ihrem eigenen Körper verleben dürfen. Verstehst du das, Damona?«

»Nein«, antwortete das Mädchen sofort. Die grässlichen Überreste, die überall auf der Insel herumlagen, erschienen vor ihrem geistigen Auge. Offen äußerte sie ihren Abscheu und fragte Mendez, ob er sich nicht schäme, einer solchen Barbarei Vorschub geleistet zu haben.

Betroffen blickte Alain Mendez vor sich auf den Erdboden.

»Doch«, sagte er, »ich habe mich geschämt. Und manche der Kameraden haben sich ebenfalls geschämt. Aber unser Wunsch, wieder ein richtiger Mensch sein zu können, und sei es nur für ein paar Tage, war stärker. Dreiunddreißig Jahre lang jeweils dachten wir nur an diese paar Tage, in denen wir alles nachholen konnten, was wir so lange vermissen mussten. Und wir wussten ganz genau – wissen ganz genau – dass uns Gavabal die Gnade der Menschwerdung sofort entzieht, wenn wir ihm nicht unverzüglich nach Ablauf unserer Tage als Mensch sein Opfer bringen.«

»Was geschieht, wenn ihr es nicht tut?«, fragte Damona.

Düster antwortete Alain Mendez: »Dann sind wir auf ewig dazu verdammt, als Alligator zu leben, ohne jemals wieder aus unserer Schuppenhaut schlüpfen zu können!«

»Und deshalb willst du mich dem furchtbaren Gavabal opfern!«

»Nein, Damona«, sagte Alain Mendez mit fester Stimme. »Wie ich bereits sagte, weiß ich jetzt, dass ich dich liebe. Und deshalb kann ich dich nicht opfern! Ich bin gekommen, um dich zu retten!«

Hoffnung keimte in Damona auf. Aber sie konnte es noch nicht so richtig glauben.

»Du bist bereit, den Preis zu zahlen, der beim Bruch deines Gelöbnisses Gavabal gegenüber fällig wird?«

»Ja, ich bin dazu bereit!«

Damona konnte nicht anders. Sie umarmte ihn. Und er war glücklich.

Zum letzten Mal in seinem Leben…

***

Es war dunkel geworden über der Opferinsel des schrecklichen Gavabal.

Noch hatte Alain nichts unternommen, um Damona in Sicherheit zu bringen. Aber es war deshalb kein Misstrauen in Damona aufgestiegen. Sie vertraute ihm. Und sie war sich ganz sicher, dass er ihr Vertrauen nicht enttäuschen würde.

»Der richtige Zeitpunkt ist noch nicht gekommen«, hatte er zu ihr gesagt, ohne zunächst näher zu erläutern, was er damit eigentlich meinte.

Noch immer war er bei ihr auf der Insel. Ratlosigkeit und Unruhe erfüllten ihn. Und wohl auch etwas so Menschliches wie Nervosität.

Aber trotz allem wirkte er beherrscht und fest entschlossen.

Geräusche wurden im Umkreis der Insel laut. Es gluckste und plätscherte im Wasser.

»Sie kommen«, flüsterte Alain.

»Wer?«, hauchte Damona.

»Die Kamera… die anderen Krokodile! Sie kommen, um an der Opferzeremonie teilzunehmen.«

Damona lief es kalt den Rücken hinunter, wenn sie daran dachte, dass sie eigentlich im Mittelpunkt dieser unheiligen Zeremonie stehen sollte.

»Wird es dann nicht langsam Zeit, dass wir die Insel verlassen?«, fragte sie leise.

»Noch nicht, Damona. Die anderen würden uns jetzt nicht durchlassen. Sie kennen den Zorn Gavabals, wenn er um sein Opfer betrogen wird.«

»Sie würden uns jetzt nicht durchlassen«, hatte er gesagt. Das verstand sie nicht ganz. Wenn nicht jetzt, dann später! Aber wieso?

Sie fragte Alain danach.

»Nachher werde ich sie dazu zwingen«, antwortete Alain.

Damona stellte für den Augenblick keine weiteren Fragen. Er würde schon wissen, was er tun musste. Ihr waren die Gesetze, die hier galten, nicht bekannt.

Trotzdem fühlte sie sich mehr als unbehaglich. Das Bewusstsein, von einer größeren Anzahl Menschenkrokodile umringt zu sein, die eine

Opferung sehen wollten, beängstigte sie doch mehr, als sie sich selbst eingestehen wollte. Und dann war da natürlich auch der höllische Dämon Gavabal, dessen baldiges Erscheinen Alain angekündigt hatte.

Die Minuten verstrichen, ohne dass die Dinge in Bewegung gerieten. Alain Mendez wartete, und Damona wartete mit.

Dann war da auf einmal ein seltsames Flimmern in der Luft über der Insel.

»Gavabal kommt«, flüsterte Alain und deutete nach oben. »Er schickt sich an, die Grenze zwischen den Dimensionen zu überschreiten. Aber du brauchst keine Angst zu haben. Er wird dir nichts tun, denn wenn er in leiblicher Gestalt erscheint, ist auch für mich der Zeitpunkt gekommen.«

Gebannt blickte Damona in die Höhe.

Das zuerst ganz schwache Flimmern verstärkte sich. Nebelschwaden bildeten sich, die einen unheimlichen, farbigen Lichtschein ausstrahlten.

Die Szenerie ringsum erhellte sich. Bisher hatte Damona die versammelten Alligatoren nur hören können. Jetzt sah sie sie auch. Sie schauderte.

Wieder zog es ihren Blick nach oben.

Die schillernden Nebelwolken tanzten und wirbelten umher, chaotisch zuerst noch, dann aber nach einem ganz bestimmten formenden Muster.

»Gleich ist es so weit, Damona«, flüsterte Alain.

Im Licht der schillernden Nebel konnte Damona sein Gesicht deutlich sehen. Es war blass und eigentümlich starr.

»Pass auf, was ich dir jetzt sage, Damona«, sprach Alain leise weiter. »Wenn es gleich so weit ist… Klammere dich nur an meinem Hals fest und überlass alles andere mir. Hast du das verstanden, Damona?«

»Ja. Aber was ist gleich so weit, Alain?«

»Du wirst sehen.«

Tief blickte er in ihre Augen, drückte ihr dann einen zärtlichen Kuss auf die Stirn.

»Adieu, Cheri!«, hauchte er.

»Adieu? Was meinst…«

Damona sprach nicht weiter, machte stattdessen zwei, drei erschrockene Schritte rückwärts.

Vor ihren Augen spielte sich etwas schier Unglaubliches ab.

Die Gestalt Alain Mendez’ veränderte sich, verwandelte sich.

Sein Körper vergrößerte sich, dehnte sich aus. Hemd und Hose platzten. Seine helle Haut wurde dunkel, wurde schuppig. Das Gesicht wuchs sich zu einer grauenhaften Fratze aus.

Aus einem Menschen wurde ein Alligator!

In Sekundenschnelle war die unheimliche Metamorphose

abgeschlossen.
Jetzt wusste Damona, was er gemeint hatte, als er von dem Zeitpunkt sprach, der gleich kommen würde.
Andere Eindrücke strömten in Damonas Bewusstsein. Sie hörte einen makabren, düsteren Gesang. Und über sich sah sie die furchtbarste Schreckensgestalt, die sich ein krankhaftes Hirn nur ausdenken konnte.
Sie stand da wie gelähmt.
Bis sie das Krokodil, das Alain Mendez gewesen war, beinahe sanft mit der breiten Schnauze anstieß!
Jetzt erwachte Damona aus ihrer Erstarrung. Sie sprang auf den einladend gekrümmten Rücken des Alligators und umklammerte mit beiden Armen seinen Nacken.
Und schon setzte sich die große Echse in Bewegung, glitt Augenblicke später geschmeidig ins Wasser.
In der Luft ertönte ein wahnsinniger, entmenschter Schrei, der aus der tiefsten Hölle zu kommen schien.
Gavabals Schrei!
Damona wagte nicht, sich umzublicken. Sie hoffte nur, dass der Dämon nicht in der Lage war, den Bannkreis seiner unheiligen Insel zu verlassen.
Die anderen Krokodile, die anfänglich unbeweglich beobachtet hatten, wie »Alain« ins Wasser geglitten war, regten sich jetzt. Von mehreren Seiten gleichzeitig kamen sie angeschwommen.
Schon war das Erste heran. Der zähnestarrende Rachen öffnete sich drohend.
Da aber wirbelte »Alain« schon blitzschnell herum und schmetterte dem anderen seinen Schwanz gegen den Schädel.
Der nächste Gegner kam, hatte aber ebenfalls keine Chance. Die mächtigen Kiefer »Alains« schnappten zu, zwangen das anderen Krokodil zum Rückzug.
Krampfhaft hielt sich Damona während dieser Kämpfe an dem gepanzerten Nacken fest, um nicht abgeworfen zu werden.
Dann hatte »Alain« die Phalanx der anderen durchbrochen. Er fand eine schmale, wasserführende Schneise durch den Sumpfgürtel und erreichte wieder einen offenen See.
Jetzt wagte es Damona, einen Blick über die Schulter zurückzuwerfen.
Gavabal, der Herr der Krokodile, hing tobend und brüllend über der Insel. Ganz offenbar hielten ihn die Gesetze der Magie tatsächlich dort fest. Einige der Alligatoren jedoch hatten die Verfolgung aufgenommen.
Es zeigte sich aber bald, dass sie der Schnelligkeit und Ausdauer
»Alains« nicht gewachsen waren. Soweit Damona das in dem

schwächer werdenden Lichtschein über der Insel erkennen konnte, blieben sie weiter und weiter zurück.

Bald darauf tauchte »Alain« in die Dunkelheit ein. Aber das hinderte ihn nicht daran, seinen Weg zu finden. Verständlich vielleicht, wenn Damona bedachte, dass er zweihundert Jahre Zeit gehabt hatte, das Gelände zu studieren.

Damona gewöhnte sich daran, auf seinem Rücken zu sitzen, fand bald eine Position, die fast bequem war.

Die Zeit verflog. Unermüdlich schwamm »Alain« weiter. Schließlich waren die Everglades durchquert. Der Caloosahatchee wurde erreicht.

Und dann, eine Weile später, tauchten weiter vorne die Lichter von Fort Myers auf.

»Alain« verließ die Flussmitte und schwamm auf das rechte Ufer zu. Damona stieg ab.

Noch halb im Wasser stehend, trat sie vor den Alligator hin und fuhr ihm weich über die schuppige Stirn.

»Adieu, Cheri!«, sagte sie.

ENDE